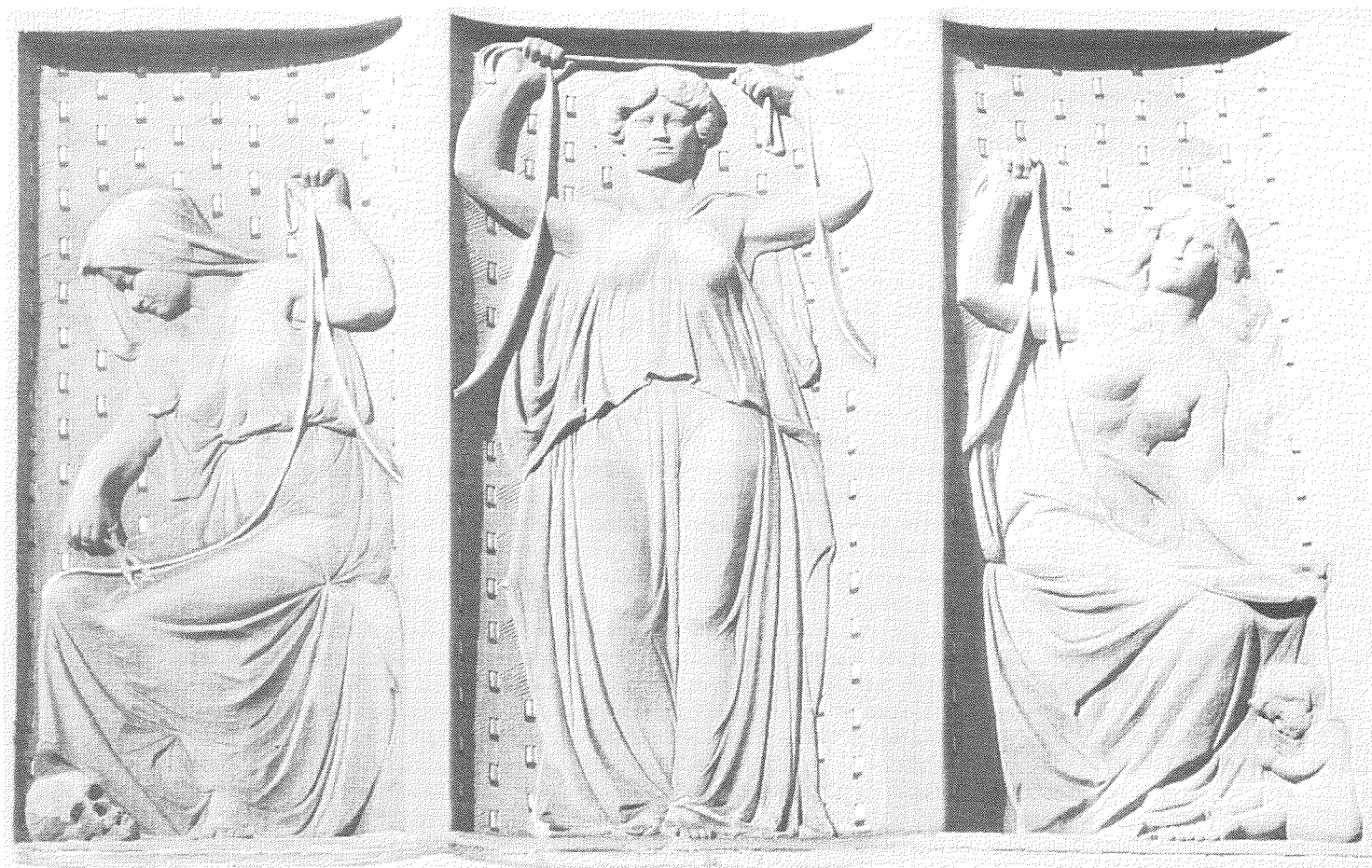


FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift
16. Jahrgang
November 2000

FAMA 4



Frauen und Tod

«Frauen sehen den Tod wie das Leben als etwas, das von 'innen' kommt, Männer neigen dazu, den Tod äusserlich zu sehen, oder als etwas, das von 'ausen' kommt.» (24)

Welche Einstellung zum Tod haben Frauen? Wie wirkt sich die geschlechtsspezifische Rollenteilung auf den eigenen Umgang mit Sterben und Tod aus? Diese Fragen standen am Anfang unserer Diskussion im Redaktionsteam. Der Buchtitel «Frauen sterben anders», dem das Eingangszitat entnommen ist, weckte unsere Neugier. Sterben Frauen anders? Der Tod ist doch für alle das Gleiche, ob Mann oder Frau, oder nicht? «Ich gehe davon aus, dass der Bruchteil der Sekunde, wenn man direkt auf seinen Tod trifft, entweder für alle Menschen gleich oder für jeden einzelnen Menschen etwas völlig anderes ist. Wir haben keine Möglichkeit, das herauszufinden. Die Reisenden kommen nicht zurück. Aber alles, was vor dem Tod liegt, kann natürlich nicht von Frauen und Männern mit den gleichen Augen gesehen werden: Dazu gehört die soziale Einordnung der Haltungen zum Tod, zur Betreuung sterbender Menschen, zur Trauer um die Toten und zum Verlust von Kindern, Eltern, Liebhabern, Freunden, Feinden und der Familie.» (22) Nach einem Blick ins Inhaltsverzeichnis stellen wir fest, dass der Titel reisserisch-irreführend ist: Es geht im Buch nicht darum aufzuzeigen, dass Frauen anders sterben, sondern um die Zusammenhänge Frauen – Tod – Sterben, wie dies im englischen Originaltitel zum Ausdruck kommt, darum, «wie wir im Leben den Tod bewältigen», wie es im Untertitel heisst. Die Autorin Sally Clide versteht ihr Buch als eine Art Erkundungsreise, um die vom Geschlecht bestimmten Strukturen um den Tod aufzudecken. Rolle und Verantwortung von Frauen in der Betreuung von Kranken und Sterbenden würden sowohl von unserer geschlechterbezogenen Umgangsweise wie auch von unseren kulturellen Tabus geformt und geregelt, deshalb be-

einflussten sie auch die Einstellung und das Verhalten von Frauen zu Verlust und Tod, ist die zentrale These. Neben mehreren Theorien über den Tod und das Sterben enthält das Buch vor allem Aussagen von Frauen über den Tod aus der Sicht der Hinterbliebenen und aus der Sicht jener, die aus beruflicher oder privater Verpflichtung sich um Sterbende und Tote kümmern. Von den 150 Befragungen bezieht sich die Autorin ausführlich auf 80 Interviews. Im Mittelpunkt ihres Interesses standen sowohl Rollen und Abläufe in der Öffentlichkeit als auch persönliche Gefühle und Einstellungen. Die eigentliche Leistung der Autorin besteht darin, dass sie das Verhältnis von Frauen zu Sterben und Tod in den Blick nimmt, ihre mit dem Tod verbundenen Gefühle und Ängste, ihre Einstellungen zu Verlusterfahrungen, ihre Reaktionen und Antworten auf die Rolle als Betreuerinnen von Kranken und Sterbenden, die in unserer Gesellschaft mehrheitlich von Frauen eingenommen wird. Sally Clide geht in ihrer Studie der Frage nach, inwieweit die Beweggründe für die Betreuung von den gesellschaftlichen Erwartungen diktiert würden. Sie stellt eine merkwürdige Einmütigkeit fest, wie Frauen die Rolle der pflichtbewussten Tochter verstehen. «Viele Töchter wollen für ihre sterbenden Mütter sorgen. Aber wenige Töchter, die das nicht wollen, können ihrem anerzogenen Gefühl von Verpflichtung entfliehen.» (112) Der in unserem Gesellschaftssystem verankerte Verhaltenskodex, der Frauen auf die Rolle der Umsorgerin beschränke, hat nach Sally Clide dazu geführt, dass wir eine öffentliche Einrichtung von professionellen Fürsorgerinnen und Beraterinnen sowie eine private Einrichtung von Töchtern (Schwestern, Ehefrauen) haben, die sich verpflichtet fühlen, die Betreuung zu übernehmen.

Nicht nur die vielfältigen Erfahrungen von Frauen in der Betreuung von Sterbenden, auch die biologische Erfahrung der Geburt und die soziale Rolle der Mutterschaft, die Mütter in unserer Gesellschaft zum wichtigsten Elternteil macht, prägen ihren Umgang mit Sterben und Tod und lassen sie den Verlust eines Kindes anders erfahren. «Man ist sich als Mutter in schlimmer Weise der Tatsache bewusst, dass wir alle geboren werden, um zu leiden. Wir leiden von dem Augenblick an, wenn unsere Kinder geboren sind. Wir machen uns Sorgen, wenn wir sie ins Bett legen. Werden sie am nächsten Tag noch leben?» (206) Die Autorin kommt aufgrund ihrer Studie zum Schluss, dass Mütter im allgemeinen ihre Trauer leichter zum Ausdruck bringen als Väter. Diese scheinen ihre Gefühle weniger zu zeigen, wobei es unklar sei, ob sie tatsächlich weniger Gefühle hätten oder ob sie ihre Trauer

nur nicht nach aussen tragen wollten. Viele Väter hätten sich dem traumatischen Miterleben, wie ihre Kinder an einer sich lang hinziehenden Krankheit starben, einfach entzogen. Andere hätten sich darauf versteift, nicht über Tod und Trauer zu sprechen.» (238)

Die sozialen Umbrüche der jüngsten Zeit tragen dazu bei, dass mehr Männer in die direkte elterliche Betreuung und Fürsorge von Familienmitgliedern einbezogen und so zunehmend in die Lage versetzt werden, die Entwicklung eines Kindes unmittelbar nachzuvollziehen. Bestimmt rückt dabei die Schutzlosigkeit gegenüber dem Tod mehr ins Bewusstsein. Es bleibt abzuwarten, ob dadurch auch ein Bewusstseinswandel in der Einstellung der Männer zum Tod eingeleitet wird.

Bei alledem aber gibt es eine Todeserfahrung, die nur Frauen machen können: Tod in der Schwangerschaft, Tod durch Abtreibung oder vorzeitigen Abort, Tod während oder nach der Geburt. Sobald Mädchen menstruieren und die Möglichkeit einer Schwangerschaft besteht, sehen sie sich einer Todesart gegenüber, die ausserhalb des Erfahrungsbereiches von Jungen liegt. Es wird wohl dieses Wissen sein, das Frauen den Tod von «innen» wahrnehmen lässt, das Wissen, dass sie mit dem Leben auch den Tod in die Welt setzen.

Wir freuen uns, dass uns Eva Aeppli einzelne Abbildungen ihrer Werke zur Verfügung gestellt hat. Die Künstlerin, geboren am 2. Mai 1925 in Zofingen, lebt seit 1953 in Frankreich. Sie schuf in ihrer Jugend grosse Bilder – gross im Format und gross in ihrer Botschaft – über die Hölle der Konzentrationslager; weshalb sie von Dino Buzzati als «Malerin des Todes» bezeichnet wurde. Später entwickelte sie eine eigene, echt weibliche Skulpturentechnik: lebensgrosse menschliche Figuren aus genähter Seide, mit Kapok gefüllt, in Samt gehüllt. Dann reduzierte sie ihre Skulpturen auf Köpfe, die sie auch in Bronze goss: Köpfe, die ihre tiefe Erkenntnis des menschlichen Wesens zum Ausdruck bringen – und der Spuren, die das Leben auf dem Antlitz der Menschen hinterlässt.

Die FAMA dankt Eva Aeppli für die Druckerlaubnis und betrachtet die Bilder dieser Nummer zugleich als eine Femmage an eine der ganz grossen Künstlerinnen der Moderne.

Li Hangartner

Das Leben von Frauen retten

Silvia Strahm Bernet

«Das Leben von Frauen retten» - so lautete das Motto des Tages der Weltbevölkerung vom 11. Juli 2000. Einen kurzen Text war es dem Tages Anzeiger wert, nicht etwa im politischen Teil, nein, weit hinten auf Seite sechsendreissig im Bund Wissen, neben einem grösseren Artikel über Rinderseuche.

Dass sich die Situation von Frauen weltweit in den letzten zehn Jahren nicht verbessert, sondern teilweise dramatisch verschlechtert hat, wird zwar ab und zu erwähnt, schreckt aber, abgesehen von den zuständigen Organisationen, niemanden zu tatkräftigem Handeln auf. Die absolut entsetzliche Lage der afghanischen Frauen etwa ist kein Thema auf irgendeiner nationalen politischen Traktandenliste: keine Sanktionen, Embargos und ähnliche Druckmittel werden ins Auge gefasst. Nur die USA drohen mit Einfrieren von Bankguthaben, aber nicht wegen der Frauen, sondern weil Afghanistan den grössten Finanzier des internationalen Terrorismus beherbergt.

Die Direktorin des UNO-Bevölkerungsfonds nennt Aids und Gewalt gegen Frauen die zwei grössten Epidemien auf der internationalen Traktandenliste. Diese beiden Seuchen hängen eng zusammen, heisst es weiter. Gewalt in der Partnerschaft, Vergewaltigung und andere Formen des sexuellen Missbrauchs seien eng verknüpft mit dem Aidsvirus. Zudem hindere Millionen von Frauen ihre untergeordnete Stellung in der Gesellschaft daran, sich wirkungsvoll gegen Ansteckung zu schützen. «Gewalt gegen Frauen tötet laut einer Studie der Weltbank mehr Frauen im Alter zwischen 15 und 44 Jahren als Krebs, Malaria, Verkehrsunfälle und sogar Krieg zusammen.»² Was dies etwas konkreter und in Zahlen bedeutet, zeigen die nachfolgenden kurzen Informationen und Statistiken.

Häusliche Gewalt

Weltweit ist häusliche Gewalt einer der Hauptgründe für Verletzungen und Tod von Frauen.¹ In den USA sterben täg-

lich 10 Frauen nach Misshandlungen durch ihre Partner. 74% dieser Morde geschehen, nachdem die Frauen die Beziehung beendet haben.

In Bangladesh, Brasilien, Kenia und Thailand sind mehr als 50% der Todesfälle im ländlichen Bereich auf Gewaltausübung des Ehemannes zurückzuführen.⁴

1995 waren fast die Hälfte aller Mordopfer in Russland Frauen, die von ihren Partnern umgebracht wurden. 1993 wurden 14'000 Frauen von ihren Partnern ermordet, weitere 54'000 schwer verletzt. Weltweit geben nur ganz wenige Staaten an, dass häusliche Gewalt bei ihnen unüblich sei (etwa Elfenbeinküste, Laos, Madagaskar und Dschibuti). Zwischen 1988 und 1993 wurden in Indien mehr als 20'000 Ehefrauen ermordet oder verübten Selbstmord, weil sie die Bedingungen der Aussteuer nicht erfüllen konnten. 1995 waren es jedoch allein im selben Jahr 7'000 verheiratete Frauen. Pakistan ist ein spezielles Thema, was Gewalt an Frauen angeht: 80% der pakistanischen Frauen geben an, bereits häusliche Gewalt erfahren zu haben¹ und die Schweizer Sektion von Amnesty International hat auf den 8. März hin eine Kampagne zu den Frauenmorden im Namen der Ehre gestartet.

Gewalt führt nicht nur direkt zum Tod vieler Frauen, sondern ist generell ein gesundheitliches Problem mit möglichen Todesfolgen. «Frauen, die häuslicher Gewaltanwendung ausgesetzt sind, leiden neben physischen Beeinträchtigungen auch unter psychischen Langzeitfolgen. Vergewaltigung und sexuelle Nötigung erhöhen Gesundheitsrisiken, die von Depressionen und Selbstmordgefahr über ungewollte Schwangerschaft bis zu sexuell übertragbaren Krankheiten einschliesslich HIV reichen. Die gegenwärtige Situation wird durch das Fehlen wirksamer internationaler und nationaler Gesetze verschärft. So ist zwar 'Gewalt gegen Frauen' als Menschenrechtsverletzung international anerkannt, die Bestimmungen der UNO-Aktionsplattform sind jedoch nicht justiziabel. Das nationale Recht vieler Staaten ist lückenhaft.»⁴

Geburtsrechte

In fast allen Gesellschaften und Kulturen werden Jungen Mädchen vorgezogen und sind ihnen gegenüber privilegiert. Nicht nur was allgemeinen Respekt, berufliche Förderung oder Umfang von Freizeit anbelangt, werden Knaben bevorzugt, sondern auch in der Versorgung mit Nahrung oder Medikamenten. Ist die Sterblichkeitsrate von weiblichen Säuglingen oder Kleinkindern überdurchschnittlich hoch, ist das in der Regel ein Hinweis auf Diskriminierung. Kindstötung bei Mädchen ist

gut dokumentiert für China und Indien – in Indien sind es jährlich 10'000 Morde –, wird aber überall in Asien praktiziert, und auch gezielte Abtreibung weiblicher Föten ist eine übliche Praxis in weiten Teilen dieser Region. China, Indien und Südkorea haben vorgeburtliche geschlechtsbestimmende Tests zwar verboten, doch die Abtreibungspraxis bei weiblichen Föten hat dies nicht beenden können. Das geschlechtliche Ungleichgewicht hat in jüngster Zeit in China, Indien, Pakistan und Südkorea noch zugenommen. In Indien gibt es 23, in China 30, in Pakistan 3,1 Millionen, in Ägypten und der Türkei 600'000 und im Rest der Welt 40 Millionen «fehlender» Mädchen und Frauen. (Differenz zwischen den tatsächlich lebenden Frauen in einem Land und der Anzahl, die rechnerisch leben müssten, wenn es keine Diskriminierung gäbe.) Natürlich haben diese Zahlen ihre Wurzeln in Wirtschaft, Kultur und Religion eines Landes. Die Auffassung, Mädchen seien wirtschaftlich weniger wertvoll, wird durch entsprechende Heirats-, Aussteuer- und Erbschaftspraktiken noch gefördert. Dass Knaben aber weltweit noch immer als wertvoller gelten, bestätigt eine Umfrage in den USA aus dem Jahr 1994: 86% der Männer und 59% der Frauen wünschen sich einen Sohn, wenn sie nur ein Kind hätten.

Geburt und Tod

Jedes Jahr werden mehr als 200 Millionen Frauen schwanger. Für Millionen von ihnen ist dies ein lebensbedrohender Zustand. In Afghanistan, Mali, Tschad, Angola, Mosambik, Somalia, Guinea, Niger, Senegal, Nepal oder Jemen sterben mehr als 1000 Mütter auf 100'000 Lebendgeburten. Zum Vergleich: In der Schweiz, Kanada, Spanien, Norwegen, Schweden, Grossbritannien, Australien oder Island sind es weniger als 10 Mütter. In den USA sterben im Wochenbett auf 100'000 Lebendgeburten 5 weisse Frauen, 21 schwarze Frauen und 18 Frauen anderer Minderheiten.

Gesundheit

Zwar ist die Lebenserwartung der Frauen gestiegen, aber das sagt über ihr Wohlergehen noch nicht viel aus. Frauen leben zwar länger, müssen aber auch einen grösseren Teil dieser Lebenszeit mit den verschiedensten Beeinträchtigungen verbringen³. Viele alte Frauen sind unzureichend versorgt, weil sie weder eigene Rentenansprüche noch Eigentum noch Vermögen haben.

1) Joni Saeger, *Der Fischer Frauen-Atlas*, Frankfurt a.M. 1998.

2) *Tages Anzeiger*, 11. Juli 2000, 36.

3) Jan Pearson (Hg.), *Der Fischer Atlas Zukunft*, Frankfurt a.M. 1998.

4) *Globale Trends 2000*, Frankfurt a.M. 1999.

Ach Mutter – dein Kind!

Mütter und der Tod ihrer Kinder

Esther Wildbolz Quarroz

4

Bern 25. 9. 2000

Liebe Susanne,

Das letzte Mal, als wir uns sahen, sagtest Du zu mir mit einer gewissen Heftigkeit:

«Wenn ich gefragt würde, ob ich mein Leben nochmals so leben wollte, würde ich sagen: ja, genau so – aber nur unter ganz genau gleichen Bedingungen. Nichts dürfte weggelassen werden. Gar nichts.»

Auch das Sterben Deines Kindes nicht. Auch das nicht. Und vor allem nicht das, was Du mit ihm zusammen erlebt hast in seinem höchst lebendigen Sterben!

Du würdest mir widersprechen und sagen: Nein, es war kein Sterben, es war immer nur Leben.

Vor zwei Jahren, schon etwas mehr – Du wusstest es auf den Tag genau – starb er, Dein Sohn Jan.

Sein Tod hat Dich getroffen. Mitten hinein. Es hat ALLES in Frage gestellt. Gott 'funktioniert' nicht mehr.

Antworten auf Deine existentiellen Fragen nach dem 'Warum?' greifen nicht, sondern machen alles nur schlimmer. Auch Ideen, Ratschläge helfen Dir wenig. Sie vergrössern vielmehr Deine innere Leere.

Und die Zeit, die Wunden heilt, heilt sie höchstens grausam langsam, wenn überhaupt. Mindestens kommt es Dir so vor:

Du wehrst Dich, dass die Geschichte mit Deinem Kind abgeschlossen ist und bloss Erinnerung sein soll. Ausgerechnet diese reiche Zeit intensivsten Lebens soll der Vergangenheit gehören! Was bleibt Dir denn noch? So fragst Du verzweifelt und wütend.

Deine Geschichte mit Jan ist immer gegenwärtig in dem, was war und was heute sein könnte.

Du sagst, dass Dein Leben wie zwei sei: ein äusserliches und ein innerliches.

Aussen funktionierst Du, bist anwesend für Deine beiden anderen Kinder und Deinen Partner.

Dabei kommst Du Dir merkwürdig leer vor, schaut Dir zu, ohne dass es Dir gelingt, wirklich in Beziehung mit Deiner Umwelt zu treten.

Doch da, wo Du wirklich lebst, das ist innen, ganz versteckt. Hier ist der Ort, wo Du in der Geschichte mit Jan Deine Intensität wiederfindest und Deine Kraft, die Du damals hattest und vor allem auch die Verbundenheit zu ihm, dieses geheimnisvolle Band zwischen Dir als Mutter mit Deinem Kind. Diese Erinnerung ist gegenwärtig und reicht mitten hinein in Dein Leben und Deinen Leib. Dort bist Du wieder Du selber.

Nie im Leben würdest Du diesen Teil aufgeben, sagtest Du mir. Er sei das Wichtigste – ich wollte schon schreiben «gewesen». Doch genau das weist Du zurück. Er IST das Wichtigste. Und soll es bleiben.

Dieses Band zu Deinem Kind ist Dir heilig. Diese Beziehung bist Du nie und nimmer bereit, aufzugeben. Dass sie sich wandeln wird, das ahnst Du, das würdest Du akzeptieren. Doch das Band darf nicht reissen. Das soll der Tod nicht haben. Das nicht.

Vielleicht ist das auch etwas, was uns Frauen eigen ist: Dass wir ahnen und wissen, dass das Leben überhaupt dieses Band, diese Beziehungsfähigkeit, meint.

Du fürchtest die Leere, das Nutzlossein. Und Du fürchtest Dich, die Intensität des Lebens, die mit dem Tod von Jan abbrach, in Deinem Alltag nicht mehr zu finden.

Du sagst, es sei schwierig, ja oft unmöglich, mit Deinem Mann dies alles zu teilen. Er kann nicht nachvollziehen, was Du meinst, hört nicht hin, wenn Du wieder und wieder darüber reden willst, was Dir diese Beziehung wert ist. Es ist, wie wenn er keine Sprache hätte für dieses Ereignis. Er wagt sich (noch) nicht an den Schmerz, sondern hat sich losgerissen von der Erinnerung und hineingestürzt in den Alltag. Es sind Welten zwischen euch, zwischen Dir als Frau und Deinem Partner als Mann.

Im Schreiben über meine Erfahrungen in der Begleitung von Müttern mit einem sterbenden oder toten Kind reihen sich Bilder an Bilder, Geschichte an Geschichten.

Es waren vor allem Mütter, die ich betreute, zusammen mit ihren Kindern. Ich erlaube mir, in diesem Artikel laut zu denken, ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Objektivität.

Ganz oft hatte ich den Eindruck, dass, ähnlich wie bei Schwangerschaft und Geburt, das Sterben und der Tod die Kinder noch einmal ganz tief mit den Müttern verbindet, dass die Bezogenheit – das Band zwischen Mutter und Kind – noch einmal dichter wird. Die Väter sind mehr Zuschauende, gehören im Dazugehören doch nicht ganz dazu oder sind zumindest anders beteiligt. Das Kind ist ihnen nie «ein-verleibt» (gewesen), ihre Beziehung zu ihm war immer anders als diejenige der Mutter, von allem Anfang an.

Eine Mutter wäscht und salbt das tote Kind. Ihr Mann steht dabei, schaut zu. Sie salbt es, streichelt es, wickelt es. Es ist still und seltsam einfach.

Ich beobachtete:

In der Begleitung von Sterbenden sind viele Frauen involviert. Bei sterbenden Kindern sind es die Mütter, die Krankenschwestern, manchmal Putzfrauen, die bis zuletzt da sind.

Ich beobachtete:

Nachdem der Tod eingetreten ist, dann, wenn 'es' vorbei ist, übernehmen mehrheitlich die Männer die Hauptrolle in der Organisation von Beerdigung und im Verfügen über die Leiche. Sie sind es, die sich, sobald ein Mensch tot ist, um «Entsorgung» und «Verwertung» (Autopsie) kümmern.

Das Waschen und Zurechtmachen der Toten allerdings gehört in den Bereich der Frauen, ist emotionale Nähe. Die Ärzte (meist nach wie vor männlichen Geschlechts) bestätigen den Tod, führen Gespräche über Autopsie. Es folgen die Bestatter, Schreiner – und für Rituale die Priester (auch sie mehrheitlich männlichen Geschlechts).

Manchmal werden Frauen aus Abschiedsritualen ganz ausgeschlossen. So erlebte ich es bei einer muslimischen Beerdigung, bei der die Mutter, die Schwester und die anderen Frauen, die das Sterben des Kindes begleitet hatten, zuhause blieben. Die Beerdigung war Sache der Männer.

Ich beobachtete:

Ich sah, dass emotionale Verbundenheit sich bei den Frauen kraftvoll erwies, auch wenn es schmerzvoll war. Ich stellte fest, dass diese Bezogenheit der Frauen zu ihren Kindern sie handlungsfähig machte.

Männer – die Ärzte, Väter – wirkten in Beziehung zum Geschehen im allgemeinen distanzierter und (dadurch?) hilfloser. Sie suchten Sicherheit und Kraft eher im distanzierten «Machen»: in Therapiemöglichkeiten, Daten und technischen Geräten.

... und im Bett des Kindes, neben ihm, liegt die Mutter. Sie wartet auf den nächsten, vielleicht letzten Atemzug. Und sie singt und summt und flüstert mit ihm. Noch wird gelebt und geliebt.

Frauen, besonders Mütter haben eine grosse Erfahrung und ein grosses Wissen, mit Menschen in Beziehung zu treten. Besonders mit Menschen, die vorerst auf sie angewiesen sind, wie eben Kinder. Der Pflegeberuf basiert auf genau dieser weiblichen Erfahrung und diesem Wissen.

Ich beobachtete:

Manchmal haben Frauen eine ungeheuer sensible Palette von Möglichkeiten entwickelt, auf den verschiedensten

Ebenen mit dem kranken Kind in Kontakt zu treten oder den Kontakt zu erhalten. Diese Fähigkeit ist kreativ und macht Frauen eine aktive Beteiligung am Geschehen rund um das sterbende Kind möglich. Diese Kunst, in Beziehung zu sein, macht sie auch nicht so hilflos. Sie suchen zwischen Wunden und medizinischen Geräten nach einer heilen Stelle, damit sie das Kind berühren können, es riechen, es halten, mit ihm sprechen – kurz: mit ihm Beziehung aufnehmen und sie erhalten.

Es ist für viele Mütter das Allerschlimmste, wenn sie sich an der Behandlung nicht beteiligen können, wenn sie unfreiwillig ausgeschlossen sind und andere sich um ihr Kind kümmern. Vielleicht ist das auch für Männer nicht anders und ist im Grunde allgemein

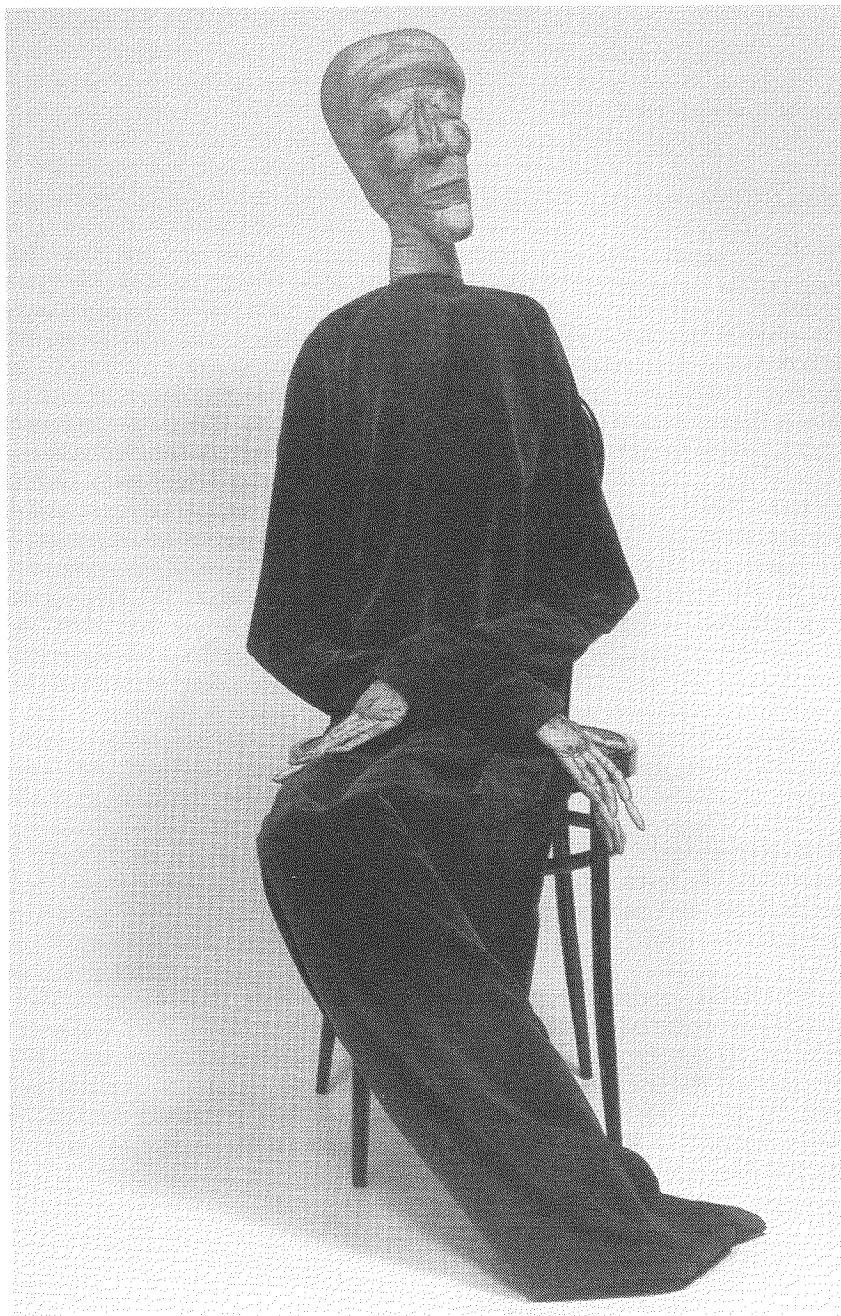
menschlich. Nur schreit es bei Frauen fast leiblich.

Dies kommt besonders stark auch bei kranken Kleinkindern zum Ausdruck, da, wo die Bindung von Mutter und Kind noch weitaus körperlicher ist.

Die Bezogenheit – das Reden, Weinen, Lachen, Berühren, Handeln – führt Mütter in eine grosse Nähe zum sterbenden Kind und auch zu denen, die mit ihm in Beziehung stehen. Umgekehrt führt es oft zu Distanz denen gegenüber, die distanziert bleiben.

So entsteht häufig ein Spannungsfeld zwischen den Eltern, weil Väter oft eher distanzierter bleiben – während Mütter leiblich nahe am Geschehen sind. Dies spiegelt sich ebenso wider in den klassischen Spannungen zwischen Pflegenden und Ärzteschaft.

«Madeleine de Neuilly s/Seine» 1968



Ich beobachtete:

Das Band der Beziehung ermöglicht es Müttern, emotional viel aushalten. Sie können Schmerz, Wunden und Ausgeliefertsein besser mitansehen, indem sie sich nicht nur als hilflose Zuschauerinnen verstehen, sondern beteiligt sind, mitgehen.

Es schien mir, als ob Mütter sich manchmal das sterbende Kind gleichsam noch einmal «ein-verleiben», wie bei der Schwangerschaft: Sie leben dann mit in einem aktiven Sinn des Ahnenwollens, was mit dem leidenden Kind geschieht. Sie sind eins mit ihm – im Wissen, dass sie zwei sind.

Von diesem Gesichtspunkt aus begleiten sie ihr Kind auf dem Weg des Sterbens. Es ist das mütterliche Mitleid als die Erfahrung des Dabeiseins, darin Enthaltenseins und doch nicht des Kind-selber-seins.

Mütter erscheinen mir gleichsam leiblich betroffen. Vielleicht ist es ihnen deshalb möglich, den Leidensweg ihres Kindes nicht zu überspringen. Sie können daher auch eher nachvollziehen, wenn ihr Kind «genug gelitten» hat, und einen Therapieabbruch als «heilsame» Möglichkeit oft besser nachvollziehen und unterstützen als ihre Partner.

Ein Blick in den Sarg, zwischen den Fingern des Kindes eine Haarsträhne der Mutter.

Ich beobachtete:

Sterben und Tod ist Gestaltung von Leben, von Beziehung und vom In-Beziehung-stehen.

Solange eine Beziehung vorhanden oder möglich ist, erscheinen viele Frauen irgendwie lebenskräftig. Noch sind sie bezogen auf die Geschichte mit ihrem Kind. Oft auch dann noch, wenn das Kind gestorben, aber als Leiche noch bei ihnen ist. Das Band ist noch da. Noch sehen sie ihr Kind, können es berühren und zu ihm reden.

Umso einschneidender ist für Mütter der Tod. Viele Frauen erleben sehr deutlich, dass das Aus-der-Beziehung-sein den Tod so schlimm macht, nicht das Sterben an sich oder die Kränkung, dass ihnen ihr Kind genommen wird.

Der Tod, der die Bezogenheit unterbricht, ist auch eine leibliche, existentielle Erfahrung. Viele Mütter sagen, dass es ist, wie wenn ihnen ein Teil ihrer selbst aus dem Leib gerissen ist. Von Vätern hörte ich es nie in solchen Worten.

Kommt der Tod plötzlich, ist es besonders unerträglich und schrecklich für Mütter.

Eine tamilische Mutter schlägt in grösstem Schock auf ihr plötzlich gestorbenes Kind ein, wie wenn sie es so zurückzuholen könnte. Sie schlägt auch sich. Sie schreit. Dann weint sie. Sie geht auf die Umstehenden los, wenn diese versuchen, sie zurückzuhalten.

Es ist ihr Schmerz und darin die Suche nach Bezogenheit zu sich und zu ihrer Tochter. Sie sucht sich und ihr Kind und das Band dazwischen, das gerissene.

Nicht immer gelingt es, dass sich Frauen in den eigenen Leib zurückschreien oder weinen können. Oft ist dann, wenn die Beziehung gewaltsam und plötzlich abbricht, der Schock so gross, dass Menschen wegtreten und eintauchen in eine absolute Beziehungslosigkeit zum Toten, zur Umwelt und zu sich selber.

Ich beobachtete:

Wenn Frauen aus der Beziehung zu sich und dem Umfeld fallen, wird das als besonders beunruhigend registriert. Der Einsatz der Umgebung ist gross, die Frauen wieder in die Bezogenheit zurückzuholen, und sei es auch nur eine scheinbare. Vielleicht hat das mit der weiblichen Kompetenz zu tun, immer in Bezogenheit zu sein, die, sobald sie wegfällt, bedrohlich wird für das ganze Umfeld.

Langsam und oft unendlich mühselig stellen Mütter die Verbindung zur Gegenwart und dem Alltag wieder her. Ganz oft geschieht dabei die Verarbeitung in Gesprächen mit Frauen, mit Freundinnen, d.h. wiederum in Beziehung zu anderen.

Ein Vater schaut mich an, stumm. Er weint. 'Ich verstehe es nicht' ist das einzige, was er sagt. Und 'warum'. Er wirkt hilflos, wie durchsichtig und zutiefst verlassen. Ich bin innerlich froh über seine Tränen.

Für Männer existieren nur rudimentär Menschen, Formen und Orte – zumindest in unseren Breitengraden –, die ih-



«Inside»

nen ermöglichen, ihrem Erlebten wiederholt Ausdruck zu geben. Wohin also mit dem Gefühl tiefer Resignation und grosser Distanz zu dem sterbenden oder toten Kind und zu sich und der Welt?

Ich beobachtete:

Männer waren oft stumm und hilflos. Sie scheuten zu grosse emotionale Nähe und fürchteten, die Kontrolle über ihre Empfindungen zu verlieren. Der Druck der Arbeitswelt verunmöglichte ihnen zudem, sich uneingeschränkt auf das Geschehen einzulassen, und erhöhte die Spannung zwischen innerer Verzweiflung und Trauer und äusserem distanzierten, konzentrierten Funktionieren.

Sie kommt und zeigt mir ihr neugeborenes Kind. Sie freut sich über dieses zweite Kind, und sie trauert um das erste, das sie verlor.

Frauen wissen, dass sie Leben hervorbringen und weitertragen. Nährend und gebärend nehmen sie grundsätzlich anders teil am Tanz des Lebens und Sterbens. Sie sind leiblich beteiligt und erfahren, bezogen zu sein. Beziehung ist das, was ihre Vitalität ausmacht.

Liebe Susanne,

Du wirst Deinen Weg finden.

Ich wünsche Dir, dass Du die Intensität und Lebendigkeit, die Dir die Geschichte mit Deinem Kind gebracht hat, in Deinem Leben findest. Du redest selbst davon, dass Du manchmal Deinen inneren geheimen Ort der Erinnerung verlässt. Dann, wenn es Dir möglich ist und Du sicher genug bist, dass Du schnell wieder dahin zurückkommen kannst. Manchmal bleibst Du schon für Stunden da draussen im Alltag. Du lebendige, schmerz erfahrene, reichgewordene Frau

Ich umarme Dich

Esther

Esther Wildbolz Quarroz, geb. 1957, Theologin, von 1989 – 1999 Seelsorgerin am Kinderspital Bern, seit 1999 freischaffend.

Das ganze Leben – vor und nach dem Tod

Jacqueline Sonego Mettner

Alles spricht von Verdrängung des Todes in unserer Gesellschaft. Machbarkeitswahn in der Medizin. Ausgrenzung des Sterbens aus den alltäglichen Lebenszusammenhängen. Das stimmt so nicht. Der Pflegewissenschaft lehrende Franco Rest stellt seit den 70-er Jahren einen veränderten Umgang mit Sterben und Tod fest. Heute seien wieder mehr Menschen bereit «zum solidarischen Aus-halten eines fremden Sterbens.»¹ Er bringt dies in Zusammenhang mit der damals beginnenden Entdeckung der Grenzen: des Fortschritts, des Wachstums, des wissenschaftlich Erlaubten...

Nicht erwähnt von ihm, aber mindestens so bedeutsam gerade in dieser Sache ist das gleichzeitige Aufkommen der zweiten Frauenbewegung, die auch aus dieser Einsicht der Grenzen und im selbstbewussten Anspruch auf Mitsprache und Mitbestimmung einen andern Umgang beziehungsweise ein ganz anderes Leben mit und in den natürlichen Ressourcen verlangt.

Zwei Frauen wegweisend engagiert gegen die «Verwilderung des Todes»

So ist es nicht zufällig, dass es zwei Frauen sind, die führend waren und sind im Hervorbringen einer neuen Sterbekultur. Gegen die von Ariès festgestellte «Verwilderung des Todes» hat die Ärztin Elisabeth Kübler-Ross ein neues Hinsehen und Sprechen über Sterben und Tod eingeleitet, und die Krankenschwester und Ärztin Cicely Saunders hat mit der Hospizbewegung ein den einzelnen Menschen würdigendes Betreuungskonzept entwickelt, das in Teilen der Medizin zu einem tiefgehenden Sicht- und Paradigmawechsel geführt hat. Nicht mehr Heilen um jeden Preis steht im Vordergrund, sondern, wenn die Zeit des Sterbens gekommen ist, ein befreiendes Anerkennen der Situation, ein Mitgehen mit den Zielen der Linderung des Leidens und der ganzheitlichen Betreuung. Unerwähnt geblieben ist auch die sicher relevante, aber bisher kaum seriös untersuchte Tatsache, dass seit den 70-er Jahren immer mehr Frau-

en nicht nur als Pflegende, sondern auch als Ärztinnen und Seelsorgerinnen mit schwerkranken und sterbenden Menschen zusammenarbeiten. Das trägt vermutlich wesentlich zu dem veränderten Umgang mit Sterben und Tod bei.

Frauen mit der Sterblichkeit auf vertrautem Fuss?

Ich kann und will an dieser Stelle nicht die Frage diskutieren, ob Frauen von ihrem Wesen her einen integrativeren Zugang zum Lebensvorgang Sterben und zum Tod haben. Das behauptet zum Beispiel Elisabeth Gössmann, wenn sie sagt, das Festhalten an der individuellen Unsterblichkeit sei etwas typisch Androzentrisches, während Frauen mit dem leiblichen Leben und dem Tode, den dieses einschliesst, mehr vertraut seien und sich deshalb mit der Vergänglichkeit und der Rückkehr zur Erde eher zufrieden geben könnten.²

Rosemary Radford Ruether zitiert im Kapitel Eschatologie und Feminismus ihres Klassikers «Sexismus und die Rede von Gott» eine Psychotherapeutin, die aus ihrer Praxis berichtet, dass Männer ein viel grösseres Interesse an individueller Unsterblichkeit hätten als Frauen. Diese seien vielmehr am Weiterleben der Ihren oder allenfalls an einem Wiedersehen mit ihnen nach dem Tod interessiert.³ Egozentrischer, individualistischer Jenseitsglaube der Männer auf der einen Seite also und altruistischer, beziehungsbezogener Diesseits- und eventuell Jenseitsglaube von Frauen auf der andern Seite?

Sorge um die Lebenserfüllung der Benachteiligten als Movens der biblischen Auferstehungshoffnung

Spannend dann zu sehen, wie sich der biblische Auferstehungsglaube entwickelt hat. Zunächst gab es die Vorstellung von einem Leben nach dem Tod nicht. Einzig die Bitte um ein erfülltes, gerechtes, friedliches Leben in harmonischen Beziehungen zu Gott und den Mitmenschen. Dann entstand die Vorstellung von einer Auferstehung und einem Leben nach dem Tod, allerdings nicht aus der Sorge um das individuelle Weiterleben, sondern aus der Frage nach dem Los der andern, derjenigen, die nicht alt und lebenssatt sterben können, sondern einen gewaltsamen Tod vor der Zeit erleiden. Hat nicht der Gott des Lebens diesen noch etwas zu geben? Biblische Hoffnung auf Auferstehung also als eine Frage der Gerechtigkeit und der Sorge um die Lebenserfüllung der Benachteiligten. Nimmt man diese Entstehungsgeschichte der Auferstehungshoffnung zusammen mit der Kritik einer Gössmann und andern, dann wäre zu folgern, dass der biblische Auferstehungsglaube den weiblichen Hoffnungen für ein erfülltes Leben vor und nach dem Tod entspricht und

der griechische, individualistische Unsterblichkeitsglaube bezüglich der sogenannten Seele den männlichen Hoffnungen eine Sprache und Ideologie gibt.

Dazu passt die Kritik vieler feministischer Theologinnen, zum Beispiel von Luise Schottroff und Dorothee Sölle, auf eine etwas andere Weise auch Elisabeth Moltmann-Wendel am griechischen Glauben an die Unsterblichkeit der individuellen Seele insofern, als diese Hoffnung nicht nur egozentrisch, sondern auch leib- und damit frauenfeindlich ist und wirkungsgeschichtlich war. Denn interessanterweise hat sich in der christlichen Theologie und Dogmatik nicht der biblische Auferstehungsglaube durchgesetzt, der von der leiblichen Auferstehung und von der gemeinschaftsbezogenen Hoffnung auf das kommende Reich Gottes spricht. Wirkmächtig geworden ist der griechische Glaube an ein individuelles Weiterleben der körperbefreiten Seele. Spitze der Diskussion bildete dabei die scholastische Frage, ob eine Frau nach ihrem Tod nicht im Grunde zum Mann als dem Grundmodell des Geistwesens mutieren müsste.

Feministische Theologie demnach also sozusagen reformatorisch die Rückkehr ad fontes?

Bewährung der feministischen Theologie in der seelsorgerlichen Praxis

So einfach ist es wohl nicht und so frage ich nun von der Praxis her:

Wo zeigt und bewährt sich ein feministisch-theologischer Ansatz in der seelsorgerlichen Begleitung von schwerkranken, sterbenden und hinterbliebenen Menschen? Oder anders gefragt: Was bringt die Feministische Theologie für die Seelsorge?

Als erstes ist zu fragen: Glauben und hoffen Männer wirklich von ihrem Wesen her anders als Frauen? Ich bezweifle es. «O Herr, gib jedem seinen eignen Tod. Das Sterben, das aus jenem Leben geht, darin er Liebe hatte, Sinn und Not.» Diese Zeilen von Rainer Maria Rilke sind mir wichtig. Ich denke, dass die Nöte und das kostbare Leben im Sterbeprozess entscheidend vom bisherigen Leben des sterbenden Menschen bestimmt sind, also biographisch je und je verschieden sind. Die Bedürfnisse sterbender Menschen nach sozialer Geborgenheit, nach Nähe und Wahrhaftigkeit, nach verlässlicher Pflege, die insbesondere möglichst grosse Schmerzfreiheit herstellt, nach Respekt, Geduld und Nachsicht, nach Möglichkeiten, sich aktiv einbringen zu können, sich wertgeschätzt zu wissen, diese Bedürfnisse sind meiner Erfahrung nach bei allen Menschen in je unterschiedlicher Akzentuierung vorhanden. Und auch die seelsorgerlichen Fähigkeiten wie Einfühlung, aktives Zuhören, Nachfra-

gen. Echtheit sind meines Erachtens auch bei Männern und nicht bei allen Frauen zu finden.

Augen für das gelebte und das ungeliebte Leben von Frauen

Was es schwermacht, einen eigenen Umgang mit dem Sterben und dem Abschiednehmenmüssen zu finden, ist wesentlich das ungeliebte Leben, das Versäumte, das Verhärtete, das nicht Gewagte, sind die Lebenslügen. Was hilft, ist das gelebte Leben, von dem man weiss, es bleibt; es ist gültig, weil man oder frau sich treu war. Dieses Leben ist «ewig», sei es in der Erinnerung der Nächsten, als Vermächtnis für die Hinterbliebenen, bei Gott, der alles Leben aufbewahrt wie in einem Kornspeicher. Mein feministisch-theologisches Sensorium bewährt sich also zumindest in meiner bisherigen Erfahrung nicht im Erkennen wesentlicher Unterschiede im Sterben von Frauen und Männern. Aber es bewährt sich. Ich nenne einige Aspekte:

Ich habe Augen für das gelebte und das ungeliebte Leben von Frauen. Da sind geschlechtsspezifisch unterschiedliche Lebensmuster und Lebenslügen zu entdecken. Als noch relativ junge Frau habe ich einen riesigen Respekt vor allen Eigenheiten, allen versuchten und gewagten Auf- und Ausbrüchen in Frauenleben, insbesondere von alten Frauen, die ihren Weg in ganz andern Welten zu finden hatten. So erinnere ich mich an das Funkeln in den Augen einer über 90-jährigen Frau, als sie mir erzählte, wie sie als junges Mädchen ihren Kopf durchgesetzt hatte und aus dem ersten eigenen Geld etwas so Unsinniges wie gelbe Schuhe gekauft hat. Dieselbe Lebenslinie war es, die ihr Kraft gab, sich von der Schwiegermutter auf dem Bauernhof nicht klein machen zu lassen.

Das gelebte und das ungeliebte Leben sieht bei Frauen wohl oft anders aus als bei Männern. Verrat an den tiefsten Lebenswünschen, Schweigen um des Friedens willen, sich nicht klar werden darüber, was ihnen wirklich wichtig ist, sich aufopfern und dann verbittern, weil niemand ihnen dankbar ist, das sind einige Namen für das ungeliebte Leben von vielen Frauen, die heute alt werden. Feministisch-theologische seelsorgerliche Begleitung heisst: dies zusammen mit ihr – nicht für sie und nicht vor ihr, denn es ist ihre Sache und sie ist die Fachfrau ihres Lebens – sehen und benennen, betauern, beklagen, ihr beizustehen, zu ändern, was zu ändern ist, und sich zu versöhnen mit dem Unabänderlichen. Wahrhaftig sein und barmherzig mit diesem einzigartigen Leben, nichts beschönigen und doch dankbar werden und hoffen, dass auch das Fragmentarische und Kleingläubige eines Lebens ganz und heil werden wird bei Gott. Befreiung also auch von allem Bi-



Figuren aus «Groupe de 30» 1972

gotten und der womöglich religiösen Verbrämung der Lebenslügen. Sie können noch so glanzvoll sein, sie werden sich zum Schluss nicht bewähren. Denn Lebenslügen und Menschenopfer hat Gott noch nie verlangt, und noch nie ist durch ein solches Opfer irgend etwas besser geworden in der Welt. Die feministisch-theologische Kritik an der Opfertheologie trifft die Deutung des Sterbens Jesu und gleichzeitig die Deutung unseres Lebens, des Leidens, des Sterbens.⁴ Zentral ist und bleibt mein Verständnis von Jesu Kreuz und Auferstehung, nur kommt dies in meiner seelsorgerlichen Begleitung selten ausdrücklich zur Sprache, sondern wirkt hintergründig.

Gefeit gegen Ideologien aller Art

Der feministisch-theologische Zugang gewährt einen heilsam kritischen Umgang mit Traditionen und Ideologien aller Art. Nichts ist mehr selbstverständlich richtig und wahr, kein Dogma und sei es auch das modernste wie das vom «sie muss jetzt halt loslassen». In der seelsorgerlichen Begleitung geht es nicht darum, dass ich eine Wahrheit

habe, die ich bringe. Meine Aufgabe besteht darin, dem sterbenden Menschen zu helfen, seine oder ihre Wahrheit und die Quelle der Kraft, sie zu leben, zu finden. Heinrich Pera, ein Priester, der jahrelang als ausgebildeter Pfleger gearbeitet hat, schreibt: «Alle Hilfe muss ausgerichtet sein auf das eigentliche Ziel, dass ein Mensch sich selbst annimmt und sein Leben gestaltet.»⁵ Für die Sterbenden ist es oft wichtiger, sein oder ihr Leben vor dem Tod so zu ordnen, dass sie beruhigt gehen können. Das hat oft mehr Gewicht als eine Hoffnung für ein individuelles Weiterleben nach dem Tod. Ich konnte hierin bisher keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen feststellen. Viele möchten die Gewissheit haben, dass die Hinterbliebenen miteinander klarkommen, dass der/die Partner/in allein zurechtkommt. Sie freuen sich, wenn sie spüren, dass sie ein paar Menschen etwas bedeuten und dass da ein Schmerz und fröhliche Erinnerungen auch noch nach ihrem Tod sein werden, sie freuen sich, etwas weitergeben zu können und zu spüren, dass ihr Erdenleben einen Sinn hatte.

Ein Wort zum «Loslassen»: Das Loslassen ist wichtig und richtig, nur liegt es nie an den Begleitenden zu sagen, wann es Zeit dafür ist. Es gibt auch den berechtigten Kampf um das Leben oder dass noch etwas errungen oder erwartet werden muss. Es darf nicht geschehen, dass der oder die Sterbende wegen der Überlastung und dem nicht mehr Aushalten-Können der Betreuenden «loslassen» muss. In solchen Fällen brauchen die Betreuenden Unterstützung und nicht der sterbende Mensch den Wink mit dem Zaumfahl, jetzt nicht weiter zu belasten.

Würdigung des Leibes

Eine grosse Bewährung der Feministischen Theologie sehe ich in der Würdigung der Leiblichkeit, die in allen feministisch-theologischen Ansätzen von fundamentaler Bedeutung ist. Gelebtes Leben, die Erfahrung, nicht im Stich gelassen zu werden im Leiden und im Sterben, zeigt sich immer und immer wieder im Umgang mit dem Körper. Der Grundsatz von Cicely Saunders, «Sie sind wichtig, weil sie eben sie sind.» Und: «Wir werden alles tun, damit sie leben können bis zuletzt» wird konkret, indem zum Beispiel einer Frau noch am letzten Lebenstag die Haare schön frisiert werden. Schmerzen, Verfall, zunehmende Abhängigkeit von andern werden zwar körperlich erfahren, aber genau so ist die Linderung, die Zärtlichkeit, die behutsame Berührung beim Eincremen zum Beispiel etwas körperlich Spürbares. Genügend Feuchtigkeit, weiche Lagerung, Düfte, Bilder, Farben, Kerzenlicht, Musik, Singen, Lesen, gefülltes Schweigen, liebevolle Präsenz, Ruhe sind Wohltaten, die körperlich und seelisch erfahren werden im Geben und Nehmen. In der Anerkennung dieser körperlich-seelisch ausgestalteten Seelsorge wächst der Respekt für alle, die sich in der Begleitung eines sterbenden Menschen engagieren. Die feministisch-theologische Seelsorge trägt so bei zur Überwindung der Hierarchie, die gerade im institutionell-medizinischen Bereich noch unsinnige Blüten treibt.

«Immer versehrter und immer heiler» *

In feministisch-theologischen Gesprächen hörte ich die Frage, ob die Rede vom «Ganz, gut und schön-Sein» nicht das Leiden, das Kranksein, das Sterben und auch das Schuldigwerden von Frauen ausblende. Wenn damit die Perfektion einer Barbie-Puppe gemeint wäre, dann wohl. So wie ich diesen Ansatz feministischer Theologie verstehe, schliesst das Ganz-sein aber gerade das Angewiesensein auf Andere, die menschliche Bedürftigkeit und Brüchigkeit als Proprium des Menschseins ein. Das Bekenntnis zu dem Gott, der

Mensch geworden ist, der Leib geworden ist, der Hunger und Durst hatte, Angst und Verzweiflung kannte, der sich sehnen und sich freuen konnte, der dem Schmerz ausgeliefert war und starb, wie wir sterben werden, bestätigt die Würde menschlicher Bedürftigkeit. Das Ziel ist in dieser Tradition nicht die Überwindung der menschlichen Körperlichkeit, sondern das Leben in Fülle und Gerechtigkeit für alle.

Was hoffen wir? Was war die Hoffnung der Freundin, die so oft an Durst litt, wenn sie mich fragte, ob sie in der anderen Welt auch noch Durst leiden müsste? War es die Hoffnung, dass sie dann ganz Geist wäre und somit keinen Durst mehr empfinden würde (die «griechische» Variante) oder war es die Hoffnung auf Wasser, das sie dort trinken und behalten könnte (die «biblische» Variante)? Ich hörte das zweite. Mit der ersten Variante hätte sie ihren leidvollen Zustand verdammt, schlechtgemacht, sich selbst womöglich schlecht gemacht, als eine, die nicht fähig ist, sich besser zu halten. Mit der zweiten Variante hat sie ihren Zustand beklagt, aber auch ihren Durst ins Recht gesetzt, festgehalten, dass es ein Recht gibt auf Wasser und genug zu leben.

Was glauben wir mit der Auferstehung Jesu? Dass er – ganz Geist geworden – throne beim «himmlischen Vater» und somit alles Irdische, Vergängliche, Leibliche und Schlechte überwunden hat (die «griechische» Variante) oder dass er weiterhin rufe und schreie in Menschen, die Brot und Beistand brauchen, und lebendig sei in dem Lebens-trotz und dem Glück, einander wirklich zu begegnen, leiblich, vergänglich, berührend und darin kostbar ewig (die «feministisch-biblische» Variante)?

Es gehört zu den vornehmsten Aufgaben der Seelsorge, das, was ist, ins Recht zu setzen und sei es Angst, Verzweiflung, Wut oder alles miteinander. Die Angst zum Beispiel, zum Schluss nur noch als Last empfunden zu werden, ist da und muss zur Sprache kommen. Darüber müssen wir reden. Da müssen und können wir Wege finden miteinander. So dass die kostbare Erfahrung des Gegenseitig-füreinander-da-sein-könnens die Last mehr als aufwiegt, dass das Schwere gesegnet wird, Auferstehung mitten im Leben und im Sterben aufleuchtet.

Neue Bilder und Worte für die Hoffnung auf Auferstehung

Viele Untersuchungen und auch meine eigenen Erfahrungen zeigen, dass in der Herausforderung, einem Menschen auf seinem letzten Weg hilfreich nahe zu sein, die traditionellen Glaubensvorstellungen in den Hintergrund treten. Zwar lebt die Generation der Hochbetagten oft noch intensiv und eindrücklich mit Kirchenliedern, Psalmen und Katechis-

mus. Und ich selber gestehe, dass ich einige Kirchenlieder und viele geistliche Musik berührend schön und tröstlich finde, obwohl sie textlich nicht feministisch-theologisch korrekt sind. Aber es entstehen neue Bilder der Auferstehungshoffnung. Sie wachsen aus dem Leben der Verstorbenen. Das Strahlen der krebserkrankten Frau beim Fest zu ihrem Hochzeitstag war und ist eine Sonne am Himmel... Ich bin überzeugt davon, dass in jedem Menschenleben etwas von der Phantasie und der Liebe Gottes liegt und mehr oder wenig deutlich darin lebendig war, mehr oder weniger stark aufblühen und Früchte tragen konnte. Wie es gemeint war und wie es zu beurteilen ist, liegt nicht an mir zu wissen. Ich spreche das Vertrauen aus, dass nichts von der versuchten, ersehnten und gelebten Liebe in einem Leben verloren gehen kann, dass alle Tränen gesammelt werden, alles Einestehen für andere gewürdigt wird, dass der oder die Verstorbene ganz erkannt wird im Guten wie im Schlechten und von Gott so bewahrt und so befreit wird, wie es gut ist. Der Widerspruch zwischen der zu Beginn beschriebenen individualistischen Hoffnung nach einem persönlichen Weiterleben und der gemeinschaftsbezogenen Hoffnung auf die Erfüllung im Reich Gottes schmilzt bei mir regelmässig zusammen. Weil ich glaube, dass von einem Individuum nur die Liebe, der Versuch der Liebe, auch wenn er gescheitert ist, Bestand hat und alles andere wirklich ganz und gar vergehen wird.

Jacqueline Sonogo Mettner, Gemeindepfarrerin, Seelsorge in Alters- und Pflegeheimen, Co-Leiterin von Kursen an der Paulus-Akademie Zürich im Bereich «Psychologie für die Seelsorge», speziell in der Begleitung pflegebedürftiger, kranker und sterbender Menschen, FAMA-Redaktorin.

1) Franco Rest, *Sterben und Tod in unserer Gesellschaft*, in: *Diakonia, Internationale Zeitschrift für die Praxis der Kirche*, Heft 5, September 1999.

2) Elisabeth Gössmann, *Artikel Zukunft*, in: *Wörterbuch der Feministischen Theologie*, Gütersloher Verlagshaus, 1991.

3) Rosemary R. Ruether, *Sexismus und die Rede von Gott. Schritte zu einer anderen Theologie*, GTB Siebenstern 1985.

4) *Eine ausführliche feministisch-theologische Kritik an christlich verbrämten Leidensideologien findet sich zum Beispiel in der FAMA 4/99 zum Thema Schmerz im Beitrag von Marianne Reifers.*

5) Heinrich Pera, *Sterbende verstehen*, Herder 1995.

6) Hilde Domin, *Das Gedicht «Bitte» in: Gesammelte Gedichte*, S. Fischer Verlag 1987.

Trauerarbeit unter feministischem Aspekt

Susanne Kramer-Friedrich

Feministische Psychotherapie beachtet die Besonderheiten, mit denen Frauen geschlechtsspezifisch, das heisst: anders als Männer, auf Lebenskrisen und traumatische Erlebnisse reagieren. Sie entsprechen den verschiedenen Rollen von Frauen und Männern in und für die Gesellschaft über lange Zeiträume hinweg und wirken bis in die heutige Zeit nach, in der geschlechtsspezifische Rollenbilder einerseits bewusst, andererseits durchlässiger geworden sind. So bedeutet der Tod der Mutter für die Tochter etwas anderes als für den Sohn, und ebenso der Tod des Vaters. Der Verlust eines Kindes wird von einer Frau anders erlebt als von einem Mann – am einschneidendsten aber scheint mir der Unterschied beim Verlust des Lebenspartners bzw. der Lebenspartnerin.

Witwen und Waisen

Ich möchte im folgenden die Rolle der Frau, die ihren Mann bzw. die der Tochter, die ihren Vater durch Tod verloren hat, zum Thema machen, weil mir die Gestalt der «Trauernden Witwe» und die ihrer Kinder, vor allem der Töchter, tief in unserer Tradition und also in jeder Frau dieses Kulturkreises verwurzelt scheint. Dies hat auch mit meiner eigenen Biographie zu tun. Mein Vater starb, als ich sechs war, und so wuchs ich zusammen mit meinem wesentlich älteren Bruder «allein» mit meiner Mutter auf, die jahre- und jahrzehntelang in der Trauer um ihren Mann, unseren Vater, verharrte.

Je mehr ich um mich blicke, desto relevanter scheinen mir die oben genannten schicksalsbedingten Rollen in einem tieferen und zugleich umfassenderen Sinn – in einer geradezu archetypischen Dimension. Sie scheinen sich ähnlich auch zu wiederholen, wenn menschliche Beziehungen nicht durch den Tod, sondern durch andere Umstände gelöst worden sind. Auch wenn solche «Lösungen» unvermeidlich und letztlich richtig sind – sie sind immer auch ein Verlust und also Anlass zu Trauer. Art

und Umstände des Verlustes mögen noch so verschieden sein – die Reaktion darauf, die wir als Trauer bezeichnen, ist immer dieselbe.

Trauer ist lebensnotwendig, aber nicht ewig

Trauer ist ein Prozess, der in der Fachliteratur – z.B. von Verena Kast oder Jorgos Canacakis – sehr ähnlich als ein Ablauf von vier Phasen beschrieben wird: Die «Katastrophe» wird als Schock erlebt und führt zuerst zu Schmerz- und Gefühlslosigkeit. Darauf folgt eine chaotische Phase, in der Schmerz, Auflehnung, Wut und Trauer miteinander abwechseln. Allmählich beginnt die Zeit, in der die Trennung auch innerlich vollziehbar wird: das Abschiednehmen beginnt. Und schliesslich wird die abgeschlossene Lebensphase mit dem Verlorenen und dem Verlust ins eigene Leben integriert.

Die vier Phasen folgen aufeinander in dieser Reihenfolge, aber unvermittelt finden sich Trauernde in einer Phase, die sie bereits durchlaufen haben, wieder. Die Phasen zu kennen erleichtert es aber, auch solche Nachbeben als ein weiteres Stück notwendige Trauerarbeit zu sehen und nicht zu unterdrücken. Denn nur wenn Trauer gelebt, zum Ausdruck gebracht und nach dem Abklingen der Gefühle auch beendet werden kann, kann das Leben in einer neuen, ganzen Weise in ein neues Kapitel hinüberführen. Dazu braucht es Zeit – viel mehr Zeit, als die schnelllebige Leistungsgesellschaft Trauernden heute einzuräumen bereit ist. Wer sich mit den Trauerritualen und -bräuchen anderer Zeiten und Weltgegenden befasst, wird sich der Defizite bewusst, die zu Blockaden und lebenslanger Trauer führen: der Verlust von selbstverständlichen, akzeptierten Ausdrucksformen von Schmerz und Wut und die mangelnde Einbettung in die Gemeinschaft der Sippe oder des Dorfes.

Tod und Trauer in der Hand von Frauen

Wir wissen, dass Sterbebegleitung, Trauer und Totenklage seit alters her von Griechenland bis Portugal, vom Mittelmeer bis zur Nordsee in erster Linie Sache von Frauen war. Auch wenn die dafür verantwortlichen Frauen in der Sprache des Patriarchats mit dem abschätzigen Wort «Klageweiber» bezeichnet worden sind, wissen wir doch, dass sie in hohem Ansehen standen, weil ihre Funktion in und für die Gemeinschaft ein besonderes Charisma erforderte. Darüber habe ich wesentliche Information erhalten durch die Feldforschung und Beschreibung der Gesänge der Myroloistres, der Klagefrauen von Mesa Mani durch Jorgos Canacakis. Die schwarz gekleidete Frau mit be-

decktem Kopf taucht aber auch auf in Bildern von Frauen, die früh ihren Vater verloren haben und gehörte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein auch zum selbstverständlichen Bild, vor allem in ländlichen Gegenden, als traditionelle Trauerkleidung von Frauen. Ich besitze noch ein schwarzes Dreiecktuch mit langen Fransen, das ich zu Beerdigungen trug in dem kleinen Bergdorf, wo wir seit vielen Jahren unsere Ferien verbringen. Aber auch dort ist es inzwischen nicht mehr gebräuchlich. Auch dort tragen die Witwen nicht mehr bis zum Lebensende schwarze oder doch dunkle Kleidung. Das Rollenbild verblasst, auch wenn es im Untergrund vermutlich stärker wirkt als uns bewusst ist. Ich meine, es lohnt sich auch für Feministinnen, es sich zu vergegenwärtigen.

Das Rollenbild der «Trauernden Witwe»

«Die Trauernde Witwe» war und ist eine der Frauenrollen, die über Jahrtausende hinweg ungezählten Frauen ungewollt und ungewählt zufiel auf diesem Kontinent, auf dem fast jede Generation ihre Kriege mit Heerscharen gefallener Männer, Geliebter, Söhne, Brüder, Väter hatte. Der Rolle der «Helden des Vaterlandes», der «auf dem Felde der Ehre Gefallenen» entsprach die Rolle der «Trauernden Witwe». Dass die Zahl der Opfer in der Zivilbevölkerung die der Soldaten bei weitem überstieg, soll in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. Wie auch die unbekannte Zahl der Frauen jeden Alters und Standes, die Opfer von Vergewaltigungen wurden. Es ist das Verdienst von Frauenorganisationen wie «Women in Black» in Belgrad oder «Zene Zenama» in Sarajewo, dass darüber endlich auch gesprochen wurde und Vergewaltigung nun international als Kriegsverbrechen gilt und geahndet wird.

Nüchtern betrachtet ist allerdings zu sagen, dass nicht jeder Frau, deren Mann «auf dem Felde der Ehre» fiel, zuvor eine ideale Ehe beschieden war; der Tod des Ehemannes barg aber die Gefahr, ihn posthum zu verherrlichen, zu einem idealen Gatten empor zu stilisieren, der seine Frau auf Händen trug. Diese Tendenz und die Erwartung der Gesellschaft verpflichtete: einerseits zu lebenslanger Trauer um den gefallenen Helden, andererseits zu lebenslanger Treue zu ihm. Dazu trugen der permanente kriegsbedingte «Frauenüberschuss» ebenso wie der Moralkodex des bürgerlich-christlichen Patriarchats bei. Vielleicht kam der «Trauernden Witwe» zumindest in Nachkriegszeiten ein gewisser Schutz vor sexistischen Übergriffen zu, denen andere alleinstehende Frauen ausgeliefert waren bzw. sind.



«Die Witwen»

Sie (und ihre Kinder) sind ja im Grunde seit der alttestamentlichen Gesetzgebung in Leviticus (3. Buch Mose) explizit dem Schutz von Richtern und Machthabern unterstellt, in Analogie zur besonderen Schutzfunktion Jahwes selber.

Die Rolle der «Trauernden Witwe» ist also einerseits mit dem Gewinn einer gewissen Würde und Unantastbarkeit verbunden, andererseits mit einer grossen Einsamkeit, indem sich ihr weiteres Leben in einer Art «Beziehungsvakuum» abzuspielen hat. Die Versuchung, dem Toten in den Tod nachzufolgen, ist bei Witwen wie Töchtern vor allem dann gross, wenn sie ihre Trauer nicht leben können. Nicht selten sind heute Phänomene wie Magersucht und Krebs-erkrankung unmittelbare Folgen ungeliebter Trauer, die allzuoft irreversibel verlaufen.

Alternativen und Ueberhöhungen

Schert die «Trauernde Witwe» jedoch aus ihrer sozialen Rolle aus und geht neue Männerbeziehungen ein, so konkurrenziert sie unverheiratete Frauen und verliert als «Lustige Witwe» ihr Sozialprestige. Denn sowohl verheiratete Frauen wie Männer neiden ihr – wenn auch unbewusst – die durch den Verlust gewonnene Freiheit zu neuen Beziehungen. Die Gefahr, als «Freiwild» missbraucht zu werden, ist allerdings nicht von der Hand zu weisen.

Die Rolle der «Trauernden Witwe» eröffnet aber auch positive Perspektiven: Im Mittelalter hatten sie das Recht, den Meistertitel des Toten zu erwerben und den Handwerksbetrieb weiterzuführen; bis in unsere Zeit hinein «stellen» emanzipierte Witwen

«ihren Mann» im Berufsleben in souveräner Weise und gewinnen gerade durch ihr schweres Schicksal Selbständigkeit und Macht.

Die «Trauernde Witwe» ist im christlichen Kontext aber auch verschmolzen mit der «mater dolorosa», der trauernden Mutter Jesu, die auf unzähligen Gemälden und anderen Darstellungen der Pietà dem Archetyp sehr genau entspricht. Und nach der Kreuzigung trägt die ganze Gemeinde, als nunmehr verwitwete «Braut Christi», das Stigma der trostlosen Trauernden – in erster Linie aber die Frauen. Auf der Energieebene erweist sich diese Rolle als verhängnisvoll, indem sie zu Lähmung und Stagnation, zu Passivität (wörtlich: «Leidenshaltung») führt, statt eigene Lebenskräfte zu aktivieren. Solche Gemeindeglieder und Gemeinden sind jedoch leicht lenkbar: sie wagen die Autoritäten als Statthalter des Entrückten kaum in Frage zu stellen. Wehe, wenn die «Trauernden Witwen» (oder Frauen überhaupt) sich eigene Aktivität herausnehmen und die Leidenshaltung abschütteln! Die Frauenverfolgungen der Reformationszeit wie die heutige Diskriminierung von Frauen und Frauengruppen, die sich von dieser Rolle emanzipier(t)en, bezeugen dies gerade auch im kirchlichen Raum zur Genüge. Es bedarf der Integration der Rollen von Frauen um Jesus, wie sie die feministischen Theologinnen der letzten fünfzig Jahre erforscht und zugänglich gemacht haben, um als «Graswurzel» wie als akademisch promovierte Theologin die Eigenständigkeit als Person und die Gleichstellung mit Männern bzw. AmtsträgerInnen nach diesem Vorbild in Anspruch zu nehmen.

Söhne und Töchter «Trauernder Witwen»

Die Kinder der «Trauernden Witwe» haben ebenso klar definierte Rollen: Der Sohn (vor allem der älteste) soll der Mutter «den Vater ersetzen». Er ist nach dem Tode des Vaters «der Mann in der Familie, der seine Mutter nun beschützen muss», was ihn im negativen Fall lebenslang symbiotisch an sie bindet, im positiven Fall aber zu einem überdurchschnittlich aufmerksamen und fürsorglichen Ehemann und Vater – oder homosexuellen Partner – prädestinieren kann.

Die Tochter hat «der Mutter Sonnenschein und Herzenstrost» zu sein. Ihre eigene Trauer zählt neben der so viel bedeutenderen der Mutter nicht. Darüber hinaus wird an sie der Anspruch gestellt, «für die Mutter dazusein», notfalls bis zu deren Tod. Das führt dazu, dass viele von ihnen ledig bleiben oder eigenes Liebes- und Lebensglück mit chronisch schlechtem Gewissen und Schuldgefühlen bezahlen.

Die positive Möglichkeit dieser Rolle ist die Chance, als Berufstätige einen eigenen Lebensplan zu erfüllen. Nicht selten wählen Töchter «Trauernder Witwen» pflegerische oder soziale Berufe, die ihrer Rolle entgegenkommen, ihr aber auch Befriedigung und Entfaltung der eigenen Persönlichkeit erlauben.

Trauerarbeit mit systemischem Ansatz und in feministischer Ausrichtung

Diese hat ein emanzipatorisches Ziel: Die Frau, die den Lebenspartner, die Lebenspartnerin oder den Vater verloren hat – sei es durch Tod, sei es durch Scheidung – kann und soll in der Trauerarbeit Möglichkeiten kennen- und an-

nehmen lernen, um den verlorenen Menschen zwar zu trauern, noch offene Schuld oder Konflikte zum Abschluss zu führen, sich dann aber neuen, eigenen Perspektiven zuzuwenden. Trauern ist nötig, um Abschied zu nehmen von einem Abschnitt des eigenen Lebens. Dies nimmt dem Verlorenen nichts von seinem Wert noch von seiner Würde.

Es entspricht der Realität, dass Tod und Scheidung nicht rückgängig zu machen sind – dass aber die Gegangenen im familiären System ihren Platz behalten und nicht totgeschwiegen werden dürfen. Die Erkenntnisse und die Therapieformen der Systemischen Therapie erweisen sich dazu als äusserst wirksam – auch wenn einige Ordnungsprinzipien ihres Altmeisters Bert Hellinger aus feministischem Blickwinkel zu relativieren und zu revidieren sind. Seine Arbeitsweise des Familien-Stellens vermittelt die Erfahrung und die Erkenntnis, dass im System einer Familie Freiheit anstelle von Gebundenheit tritt, wenn die «Hinterbliebenen» die Gegangenen und ihr Schicksal nicht übernehmen, nicht zu ihrem eigenen machen, sondern würdigen – und sich davon verabschieden. Wenn Frauen und Kinder den verlorenen Männern und Vätern weder «nachsterben», noch nachleben, sondern (mit Bert Hellinger) sagen können:

*Du bist gegangen –
ich bleibe noch ein bisschen.
Und ich mach was draus –
dir zu Ehre und mir zur Freude.*

Weiterleben nach dem Verlust des Vaters, eines Partners oder einer Partnerin kann gelingen, wenn es nicht verharrt in der Trauer um das Verlorene, sondern sich nährt von der Dankbarkeit für das Gewesene. Der Abschied von einem Teil des eigenen Lebens ist die Voraussetzung dafür, frei und offen zu werden für einen neuen Lebensabschnitt als eigenständige, selbstverantwortliche Frau, die wieder oder vielleicht erst in diesem Zeitpunkt und als Folge des Verlustes die Möglichkeit gewinnt, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen und es nach eigenen Vorstellungen zu gestalten.

Susanne Kramer-Friedrich, geboren 1935, Publizistin, Studienleiterin, persönliche Lebensgestaltung und Spiritualität (Trauerseminare auf Boldern) i.R.

Verschwendung im Sterben

Karin Klemm

Verschwendung. Wie tönt es, wenn Sie dieses Wort aussprechen?
Probieren sie doch mal aus ...
vorwurfsvoll: «Wie kannst Du nur so verschwenderisch sein!»
stauend: «So viel?»
geniesserisch: «Mmmmmh, so viel...»

Verschwenderisch zu sein, das ist nicht gut. Wurde uns gleich abgewöhnt. Entweder mit den lange geltenden Nachkriegsregeln: Es können auch wieder schlechte Zeiten kommen, oder mit dem christlichen Gebot zur Solidarität. Und doch gibt es Zeiten, da wird die Verschwendung gepflegt, fast heimlich, ich glaube, das war schon immer so.

Verschwendungsgeschichten angesichts des Todes:

Verschwendung von Zeit?

Im Spital, wo ich als Seelsorgerin arbeite, staune ich oft, wie verschwenderisch Angehörige mit ihrer Zeit umgehen, wenn ein geliebter Mensch am Sterben ist. Und die Sterbenden staunen manchmal auch, so wie die Mutter der Schriftstellerin Verena Stefan. Sie fragt ihre Tochter: «Wie lange kannst Du bleiben?» «Eine Woche.» «Eine Woche», wiederholt sie fast stauend.¹ Eine Woche, soviel Zeit hat sie selbst nicht mehr. Eine Woche, das ist viel mehr, als sie brauchen kann.

Verschwendung von modernen technischen Möglichkeiten?

Verschwendung angesichts des Todes begegnet mir auch auf unserer Intensivstation, wo ein für mich nicht überschaubarer Aufwand an Medikamenten, Einsatz von technischen Geräten und Personal betrieben wird. Meistens aus dem Wunsch heraus, Leben zu retten. Und manchmal – glaube ich – wider besseres Wissen, damit gesagt werden kann: «Wir haben getan, was wir konnten».

Fängt da die Verschwendung an? Wenn mehr getan wird als nötig, wenn bis an

die Grenzen des Möglichen gegangen wird?

Dazu noch ein Blick auf eine Verschwendung oder auf das, was als solche bezeichnet wurde:

Verschwendung von teurem Nardenöl

Als Jesus in Betanien im Haus Simons des Aussätzigen bei Tisch war, kam eine Frau mit einem Alabastergefäss voll echtem, kostbarem Nardenöl, zerbrach es und goss das Oel über sein Haar. Einige aber wurden unwillig und sagten zueinander: Wozu diese Verschwendung? Man hätte das Oel um mehr als dreihundert Denare verkaufen und das Geld den Armen geben können. Und sie machten der Frau heftige Vorwürfe. Jesus aber sagte: Hört auf! Warum lasst ihr sie nicht in Ruhe? Sie hat ein gutes Werk an mir getan. Denn die Armen habt ihr immer bei euch und ihr könnt ihnen Gutes tun, so oft ihr wollt; mich aber habt ihr nicht immer. Sie hat getan, was sie konnte. Sie hat im voraus meinen Leib für das Begräbnis gesalbt. Amen, ich sagte euch: Überall auf der Welt, wo das Evangelium verkündet wird, wird man sich an sie erinnern und erzählen, was sie getan hat.²

Es ist so schwierig, über Verschwendung, über Kriterien dafür zu reden. Mir ist nicht jede Verschwendung gleich sympathisch. Auf der Intensivstation bekomme ich manchmal Mühe, die salbende Frau gefällt mir.

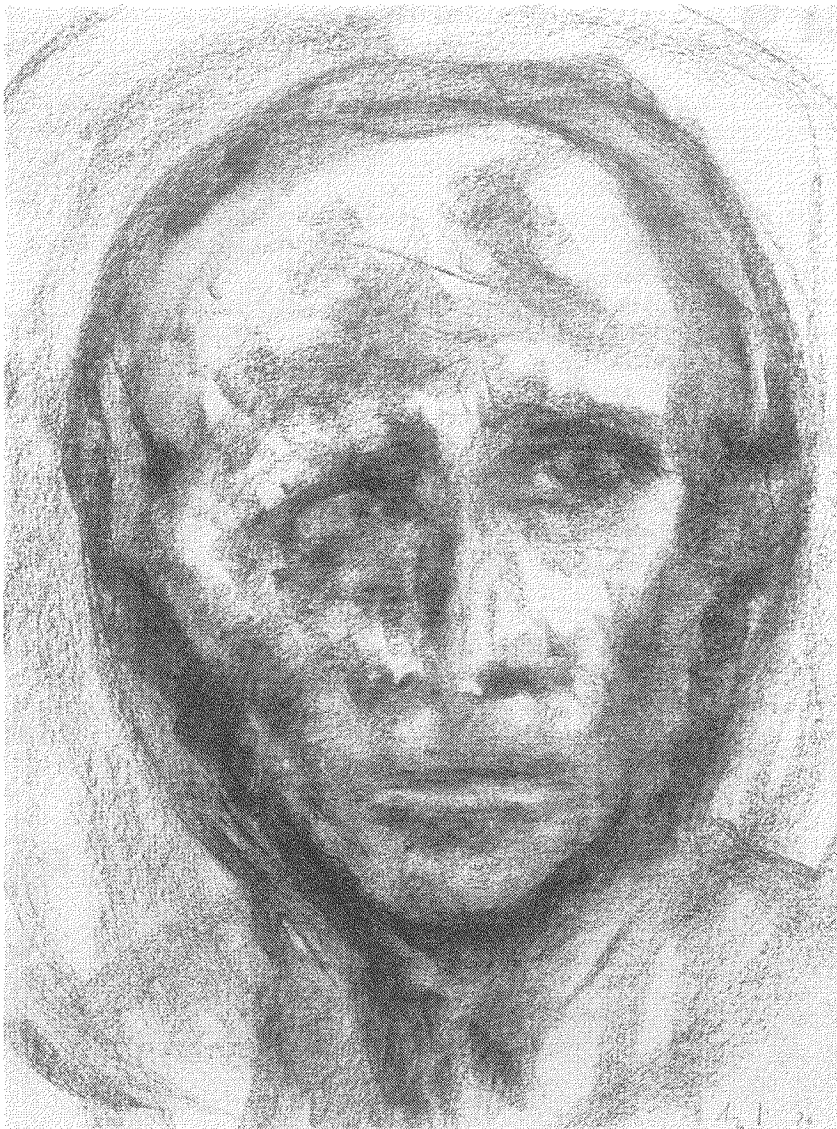
Ich versuche an ihr, mit ihr meine Kriterien für Verschwendung zu finden:

Kritische Fragen an die salbende Frau

War es wirklich absichtslos, was du getan hast? Eine Salbung aus reiner Zuneigung, ohne Nutzen für dich?

1. Oder hast du dir für diese Salbung erhofft, dein Wissen um die Zukunft zu vergessen? Wolltest du es dir noch einmal schön machen um zu verdrängen, was auf Euch zukommt? Damit für ein paar Momente die düstere Zukunft verschwindet.

Nein, das glaube ich nicht. Denn als du ihn gesalbt hast, bist du ihm nahe gekommen. Du hast dir zugemutet, in den Dunstkreis seiner Todesahnung zu treten. Ohne zu sagen: Das wird schon wieder. Solange du die Hoffnung nicht verlierst, geht immer irgendwo ein Türchen auf... Du hast Jesus nicht widersprochen, als er den nahenden Tod ansprach: «Sie hat meinen Leib für das Begräbnis gesalbt.» Nein, ihr wusstet beide, was auf ihn und auf dich zukommt: Abschied.



Ohne Titel, Kohlezeichnung 1976

2. Du hast getan, was du konntest, hatte Jesus über dich gesagt. Es sollte auf keinen Fall sein, dass er aus diesem Leben geht und du nicht alles dir möglich getan haben solltest. Sonst wäre es zu wenig. Wärest du ihm dann etwas schuldig geblieben? Tatest du soviel für ihn, damit du ihm nichts schuldig bleibst? Aber dann wäre es keine Verschwendung, sondern eine aufwendige Rechnung, mit hohem Einsatz und hohem Ertrag (=Schuldlosigkeit).

3. War es damals auch so, dass Frauen innerhalb ihrer Beziehungen immer soviel tun mussten, wie sie *konnten*? Dass weniger nie genug war. Erst wenn die Grenzen der Erschöpfung erreicht sind, dann ist es genug? Hätte es dir auch besser gefallen, wenn du diejenige wärest, von der 2000 Jahre später noch gesagt wird: Sie hat soviel für ihn getan wie sie *wollte*. Und das war viel.

4. Oder war es so, dass du ihm zum Abschied ein Geschenk machen wolltest, ihm und dir zur Freude, und das war auch die einzige Absicht?

Eines der Geschenke, das beide, Schenkende und Beschenkten gleichermaßen glücklich macht.

Mit diesen Fragen wage ich mich an die anderen Orte, wo Verschwendung angesichts des Sterbens geschieht:

Denn auf einer Intensivstation wünsche ich mir dringend, dass die ÄrztInnen und Pflegenden mit den Betroffenen immer mehr in einen Austausch darüber kommen, wieviel Aufwand bei diesem und jenem einzelnen Menschen angemessen scheint. Und wo die Grenze liegt zum verschwenderischen Aufwand, der geschieht, damit sich nachher niemand Vorwürfe machen muss. Und wo die Grenze der sterbenden Menschen liegen könnte, denen viel Technik zugemutet wird, mit all dem, was heute möglich wäre.

Ich wage mich an Verena Stefan und alle, deren Angehörige am Sterben sind oder waren:

Warum soviel Zeit? Um frei von einer Schuld zu werden, damit das «Danach» nicht so schwer werden möge?

Um zu verdrängen, dass es gar nicht so leicht war, die gemeinsame Zeit vor dem Sterben?

Ja, so etwas gibt es. Wenn in verstrickten Beziehungen der Tod anklopft. Dann lässt sich die Zeit nach dem Anklopfen bis zum Hereinkommen manchmal nur mit Verdrängen ertragen. Wem steht es zu, darüber zu werten?

Beschenkte Momente angesichts des Todes lassen den Tod immer ein Stück in die Ferne rücken, sie machen uns ein bisschen unsterblicher. Denn die beschenkten Momente angesichts des Sterbens werden seltener vergessen als alle anderen.

Die salbende Frau zu fragen, wie sie es mit der Verschwendung angesichts des Todes hält, das mag gerade noch gehen. Aber nur in allem Respekt vor ihrem Schmerz des Abschiedes.

Nein, ich ziehe mein Wagnis zurück. Menschen, die heute in abschiedlichen Situationen leben, solche Fragen zu stellen, das möchte ich nicht.

Die Grenze zwischen der Verschwendung, um zu verdrängen, um Schuld zu vermeiden oder um zu beschenken, die ist nicht so leicht zu ziehen.

Das kann höchstens jede für sich selbst probieren und andere dabei allenfalls um Hilfe, um wohlgemeinte Fragen bitten.

Mir selbst möchte ich diese Fragen schon stellen, um wirklich verschwenderisch zu werden, dazu lockt mich die salbende Frau.

Karin Klemm, Jahrgang 1964, katholische Spitalseelsorgerin am Kantonsspital Baden, Theologin, die gerne mit Psychodrama und Bibliodrama arbeitet, bin Deutsche und seit neun Jahren in der Schweiz, lebe mit Ehemann Peter und Kater Edgar in Dättwil AG.

1) Verena Stefan, *Es ist reich gewesen*, Frankfurt 1996, S. 85.

2) Markusevangelium, 14, Kapitel 3-9, nach der Einheitsübersetzung.

Das Leben als letzte Gelegenheit

Silvia Strahm Bernet

Es gibt kein richtiges Reden über den Tod. Und doch muss man reden. Nicht reden lässt ihn nicht verschwinden. Aber er ist zu endgültig, zu gross, als dass man sich getraute, Fehler zu machen. Die Worte werden schnell grob, beschämend unbeholfen, schäbig. Der Tod ist zu vieles auf einmal. Sagt man das eine, verschweigt man das andere: was richtig ist, ist zugleich zynisch, was tröstlich, gleichzeitig grausam. Es stimmt nicht, dass im Tod alle gleich sind – im Tod sind alle verschieden, weil der Weg dazu verschieden ist. Chenjerai Hove hat es so formuliert: «Der Weg der Geburt ist für uns alle der gleiche, doch Wege zum Tod gibt es so viele.» (Schattenlicht, München 1996). Was uns gleich macht ist, dass er uns allen im Nacken sitzt oder auf der Brust oder in den Alpträumen, vielleicht auch den Sehnsüchten. Er ist das, was niemand verhindern kann. Er ist die Nacht, die aufgeht über allen, unterschiedslos. Oder auch der Tag, der lange erhoffte, je nachdem.

Memento Mori

Es gibt unzählbare Versuche, mit dem Tod zurechtzukommen. Das abgebrochene Leben beschäftigt alle, die wissen, dass sie sterben werden. Manchmal werden Wege gegangen, Flüsse überquert, wird umhergeirrt, hinaufgestiegen, hinabgestiegen, ein paradiesisches Land erreicht, und manchmal wird schon vorher, ins Leben, in seinen Hintergrund, der kommende Tod gemalt.

In unserer christlichen Tradition werden eigentümlich intime Bilder der Verbindung des Lebens mit seinem Tod geschaffen. Der Totentanz etwa oder die «Memento Mori»-Bilder (Denke daran, dass du sterben musst) führen das deutlich vor Augen.

Während der Totentanz den Tod mitten ins Leben setzt, als Begleiter, als Schatten, als Gast, der immer und überall dabei ist, so rücken ihn uns die «Memento Mori-Bilder» noch ein Stück näher, setzen ihn auf die Rückseite des Lebens – als Bild auf die Hinterseite eines Ge-

wandes, eines Spiegels, eines Portraits, einer Münze – oder, wie auf der hier vorliegenden Darstellung, zeichnen ihn als die allgegenwärtige andere Hälfte des Lebens. Der Tod – neben uns, hinter unserem Rücken, unter unserer Oberfläche – arbeitet an unserem Ende. Während wir die einfachsten oder die grossartigsten Dinge tun, steht er neben uns und wartet, bis seine Zeit kommt. Wie auch immer er in unserem Leben vorkommt – als Angsttraum, Ruhe- traum, Ende von Schmerz, Überdruß – immer stellt der Tod unser Leben bloss, macht es nackt: Was ist es, unser Leben, und was bleibt ihm noch? Was ist es wert, noch wert? Was müssen wir unbedingt tun, bis er uns holt, einholt, abbricht vom Leben, wegzerzt, zerstört, erlöst?

Wer wir sind

«Denke daran, dass du sterben musst», dass du nicht ewig Zeit hast, nicht vor dem Tod. Nachher vielleicht, in unserer

Tradition jedenfalls, aber vorher nicht. Ob die Nornen den Faden abschneiden, Gott die Zeit festsetzt, der Tod uns einfach holt oder zustösst, er greift sich nicht unser Ende, sondern das ganze Leben; indem wir in seinem Angesicht leben und uns fürchten oder es erst recht geniessen; indem wir das Leben als geliehenes betrachten, als geschenktes oder als Besitz, den man gewinnbringend anlegen muss.

Sprechen wir vom Tod, so sprechen wir von unserem Leben: von dem, was es uns wert ist, von dem, was uns absolut wichtig ist und unaufgebbar, von dem, was unsere Substanz ausmacht und unser Rückgrat. Das Spektrum unseres Redens reicht von Dantes «Tod, alter Fährmann, komm die Anker lichten! Wir sind der Erde satt» über die Vorstellung, der Tod sei der Beginn eines Gerichtes über unser Leben bis hin zur Idee, er sei der grosse Animator, der es fertigbringt, dass wir unser Leben auskosten bis in seine letzte Möglichkeit.

Handtuchhalter, 16. Jahrhundert



Christliches Misstrauen

Oft wird der christlichen Tradition vorgeworfen, sie möge das Leben nicht, nicht seine Lebendigkeit, seine Lust, sein Vergnügen und seine Leichtigkeit; mit ihren Bildern vom Tod als Erzieher, Dauergast, Schatten und Lebensbegleiter missachte sie seine Freiheit, Schönheit und Intensität und setze ihm, voller Häme, sein Ende mitten ins Herz.

Natürlich stimmt das: Der Tod wurde zum grossen Spielverderber und Kleinmacher, der im Rücken des Lebens schwächt, was selbstvergessen lebendig ist. Aber auch das Gegenteil ist wahr: Der Tod, der das Leben unendlich kostbar macht und durch nichts jemals aufwiegbare; ein Lebensbegleiter, der ab und zu auf die Uhr schaut. So spät schon? Der auf die Schulter klopft: Los, mach, lebe, jetzt ist die Zeit, die du verpasst und auf die du später mit Wehmut zurückschaust.

Der Türsteher Tod

Das Leben als letzte Gelegenheit – weil nichts mehr kommt, weil vielleicht etwas kommt, aber etwas ganz anderes, weil, was kommt, abhängt von dem, was jetzt ist... wie auch immer, der Tod ist am Ende der Türsteher und Rauschschmeisser. Man muss an ihm vorbei, auf irgendeine Weise. Man weiss, er steht dort, und was hier ist, wird dort enden. Er stellt uns vor die Wahl: Holt alles heraus aus eurem Leben, alles, was nur irgend geht und trotzt es mir ab; oder fordert mich heraus, balanciert auf meiner Schwelle, und ich verschaffe euch einen Kick, ein Stück Euphorie und Siegesglück; oder betrachtet mich als Freund, der euch empfängt, mit offenen Armen, und euch zur Ruhe bettet. Was immer ihr tut, es ändert nichts. Vorbeikommen werdet ihr schlussendlich alle.

Memento mori, gedenke, dass du sterblich bist. Auch wenn wir das tun und es so tun, dass es uns gut tut, uns das Leben gekrallten Finger lockert, uns das Leben zu leben lehrt, es ist ein Bild, eine Vorstellung, es sind Worte – nützlich den einen, zum Schaden der anderen; aber es ist eine Vorstellung und sie führt zum Abgrund heran, der der Tod ist, aber ob sie hinüberführt, vom Wort zur Realität, wie eine Brücke, die hält, bleibt ungewiss.

Silvia Strahm Bernet ist freischaffende Theologin und Publizistin, Mitarbeiterin auf der Fachstelle Feministische Theologie Luzern und FAMA-Redaktorin.

Unver- öffentlichte Gedichte

von Brigit Keller

Verlust

Der achte Geburtstag
nach Mutters Tod
Die ausgestreckte Hand
erreicht nie mehr
ihre ausgestreckte Hand
Die Spanne von deiner Hand
zu ihrer Hand
Das im Alter kerbige Gesicht
wird durch die Entfernung
wieder fein
Das Weh reisst nicht ab
Am Horizont nimmt die Leere
zwischen den immer länger
wachsenden Armen zu
Wie schnell
sie auch wachsen
sie werden immer
zu kurz sein

Aufgesprungen
die Haut am Daumen
Der Riss klafft zu dir hin
In kalten Nächten bist du daran erwacht
salbstest dich zurück in den Schlaf
In kalten Nächten liege ich wach
Du mein Einfallstor
Nachtvogel im Schnee
Du hältst mich fest
Du schiebst mich voran
Reiss auf die Tür
Die Prozession der Toten
beginnt
Die Toten sind
wahr
Das Eis brennt

Um mich heimzubringen
im Wort
bin ich weit gelaufen
Im Felsband
erschien deine Stirn
überall Maisfelder
Wanderschatten
auf dem See
Der schwere Kopf
aufgebunden damit er nicht fällt
Die Toten schauen
aus meinen Augen
Ich bin ihr Geflecht
Sie sind das Wasserzeichen
in meiner Haut

Für E. Vergissmeinnichtblau

Seit Tagen ruft die
Wasserfrau
fächelt das Wasser
bewegt flimmernd den Leib
Du konntest nicht schwimmen
Ich kann
Du warst ein Schiff
Deine Augen die Segel
vergissmeinnichtblau
Das Ruder losgelassen
legtest du dich auf Deck
Komme was komme

Es kam die Glut und es
kam der Sturm
es kamen die Möven
der gefräßige Fisch
Statt zu weinen hast du gelacht
Daran ist er erstickt

Du aber fielst und fielst
Dein schwarzes Haar
verwob sich mit Algen
Hin und wieder bewegtest du
tänzerisch die Hände
Vergissmeinnichtblau
Über dem Wasser
ziehn Wolken dahin
und geben dir
endlich Schatten

Brigit Keller, Studienleiterin Paulus-Akademie, Zürich. Buchveröffentlichung: Vogelflug im Augenwinkel. Gedichte, eFeF-Verlag, Bern 1998.

Buchbesprechungen

Farideh Akashe-Böhme, Die Burg von Chah Barrdi. Von Persien nach Deutschland – die Geschichte einer Kindheit und Jugend, Frankfurt a. Main 2000.

«Wie viele andere hatte ich meinen Entschluss, nicht nach Persien zu fahren, kaum als solchen verstanden, sondern als Abwarten. Nachdem nun die Revolution stattgefunden hatte, würde sich das Persien, für das wir gekämpft hatten, schliesslich von selbst zeigen... Je mehr sich das neue Regime in Persien stabilisierte, desto weniger hatte das Land meiner Herkunft mit meinem Leben zu tun. Dieses Leben wurde nun erst richtig zum Exil und wie sich herausstellte, sollte es ein Exil auf Dauer sein.» Mit diesen Sätzen beschliesst Farideh Akashe-Böhme, Soziologin und Publizistin, bekanntgeworden mit zahlreichen Veröffentlichungen in den Bereichen Migration, Frauenforschung und Islam, ihre Autobiografie. Ihre Migrationsgeschichte ist gekennzeichnet durch Brüche, es ist ein Leben voller Abschiede: Frühe Kindheit in einer entlegenen Gebirgsregion in den 50er Jahren, Schulzeit in der Erdölstadt Abadan und Ehe- und Studienzeit in der Bundesrepublik der 70er Jahre. In orientalischer Erzähltradition und in einfacher, genauer Sprache schildert die Autorin das Leben auf der Burg von Chah Barrdi in Bachtari unter feudalen Verhältnissen, fernab von den Errungenschaften der Moderne, ohne Strom, Geld, Auto, Radio, fließendem Wasser, in einer strikt hierarchischen Gemeinschaft mit rigiden Geschlechterrollen. Ihre Umsiedlung in die Erdölstadt Abadan bedeutet für das dreijährige Mädchen den Sprung in die Moderne und ins Bildungszeitalter. Lesen und Schreiben zu können eröffnet ihr neue, ungeahnte Welten. Sie ist nicht mehr bereit, den von der Familie vorgezeichneten und vorbestimmten Weg zu gehen. Um der arrangierten Verlobung zu entgehen, protestiert die Zwölfjährige mit einem

Selbstmordversuch. Erneut verlobt, folgt sie nach Abschluss der Schule ihrem Mann nach Deutschland, nicht von Hoffnung getrieben, sondern von Bevormundung und Zwang. Der Weg aus der gewalttätigen Ehe, Studium und Politisierung innerhalb der iranischen Studentenbewegung ist für die junge Frau ein schmerzlicher und gleichzeitig befreiender Prozess, der sie immer mehr von ihrer Familie entfremdet und immer näher zu sich selbst führt.

Li Hangartner

Noch ein Hinweis auf die neueste Publikation von **Farideh Akashe-Böhme: In geteilten Welten.** Fremdheitserfahrungen zwischen Migration und Partizipation, Frankfurt a. M. 2000.

Elisabeth Moltmann-Wendel, Wach auf, meine Freundin. Die Wiederkehr der Gottesfreundschaft, Stuttgart 2000. Alte Familienbindungen und Familiennormen treten in unserer westlichen Gesellschaft zunehmend zugunsten verschiedenster Formen von Freundschafts-Beziehungen zurück. Ob sich damit ein eigentlicher Kulturwandel anbahnt, in dem «Herrentum, Hierarchie, Gewalt und entmündigende Betreuungsmuster» von einer freundschaftlicheren Kultur abgelöst werden, fragt sich die deutsche Theologin und Publizistin Elisabeth Moltmann-Wendel in ihrem neuesten Buch. Frauenfreundschaften bilden auf jeden Fall einen Teil solch eindrucksvoller Freundschaftskultur, die sich seit der französischen Revolution entwickelt hat. E. Moltmann-Wendel denkt auf dieser Basis ein anderes Gottesbild weiter, jenseits von Vater- und Muttermetaphern, jenseits auch von Naturmetaphern für Gott, nämlich «Gott als Freund, Gott als Freundin». «Gott als Freund», sagt sie, «ist ein Bild, das sich angesichts der Suche vieler Menschen nach Gott als Bundesgenossen, der ihnen in ihren Problemen beisteht, regelrecht aufdrängt. Es ist ein Bild des Gott-für und des Gott-mit-uns, des Gefährten, der auch zur schwesterlichen Gefährtin werden kann, die uns hilft, das Leben in seiner Komplexität zu bestehen». Vom Begriff «Freundschaft» her über Gott nachzudenken ist orientiert am Wohlergehen, Heil und an der Gerechtigkeit für alle. Der Begriff «Freundschaft» impliziert aber neben Intimität, Vertrauen und Nähe auch Streit, Distanz, Achtung vor dem Anderssein des/der Anderen und dem Geheimnis der Fremdheit. In Freundschaften kann es ein Ende, aber auch einen Neuanfang geben. «Eine Freundschaft», schreibt die Theologin, «kann eine Weile ruhen und dann wieder lebendig werden.»

E. Moltmann-Wendel spürt sowohl in der Bibel (u.a. Maria Magdalena als Prototyp der Freundin im Gegensatz zu Maria als Prototyp der Mutter), als auch bei namhaften Theologinnen und Theologen (Jürgen Moltmann, Sallie McFague, Carter Heyward, Mary Hunt und Hildegard Keul) einen reichen Schatz an Gottes-Freundschafts-Mustern auf. Sie liest das Abendmahl als Freundschaftsmahl, schaut mit einem freundlichen Blick auf den menschlichen Körper und spricht vom Verhältnis zur Erde in Bildern der Freundschaft. Das Buch von Elisabeth Moltmann-Wendel tut gut. Es weitet den Blick und schafft Raum. Es macht etwas Alltägliches und doch Göttliches zum Thema, nämlich die Freundschaft und die ihr innewohnende Verwandlungs-Kraft und Wärme. «Eine alltägliche Erfahrung wie Freundschaft kann die Fremdheiten und Feindseligkeiten, mit denen wir uns umpanzern, auflösen. Ein alltägliches Wort wie Freundschaft kann die Hierarchien, die unsere Ordnungen zementieren, durcheinander bringen, kann Eisblöcke, die zwischen Gott und uns sich aufgeschichtet haben, zum Schmelzen bringen... Die Tasse Tee am Küchentisch lässt die alltäglichen Lebensmittel wieder als göttliche Energie schmecken... Die Selbstverständlichkeiten, mit denen wir leben, die Zerspaltenheiten, an denen wir leiden, die künstlichen Trennungen, die wir aufrecht erhalten – Freundschaft kann sie verwandeln.»

Monika Hungerbühler

Zum Thema

Literarisches:

Ruth Picardie, Es wird mir fehlen, das Leben, Hamburg 1999.

Philip Roth, Mein Leben als Sohn. Eine wahre Geschichte, München 1992.

John Bayley, Elegie für Iris, München 2000.

Maxie Wander, Leben wär' eine prima Alternative. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe, Zürich 1981.

Analytisches und Erfahrungsberichte:

Sterben und Tod, in: Schlangenbrut, Nr. 55 (14.Jg.), November 1996.

S. Bäuerle/E. Müller, Der Kreis des Lebens hat sich geschlossen. Feministisch-theologischer Umgang mit Tod und Sterben in der Gemeindepraxis,

Sally Cline, Frauen sterben anders. Wie wir im Leben den Tod bewältigen, Bergisch-Gladbach 1997.

Elisabeth Kübler-Ross, Interviews mit Sterbenden, Stuttgart 1971.

Verena Kast, Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses, Stuttgart 2000.

Andre Restau/Ina Schimpf, Die Frau als Begleiterin von der Geburt bis zum Tod. Dort wo alles ein Ende hat, beginnt die Zukunft der Frauen, 2000.

Barbara Leisner, Abschied nehmen. Praktischer Rat und Hilfe in den Tagen der Trauer, Freiburg i. Br. 1998.

Enna Pertim, Abschied heisst nicht Ende. Frauen erzählen über den Tod ihres Partners und ihr Leben nach dem Verlust, Freiburg i. Br. 1994.

Ruth Eder, Ich spür noch immer ihre Hand. Wie Frauen den Tod ihrer Mutter bewältigen, Freiburg i. Br. 1999.

Ursula Goldmann-Posch, Wenn Mütter trauern. Erinnerungen an das verlorene Kind, München 1988.

Barbara Dobrick, Wenn die alten Eltern sterben. Das endgültige Ende der Kindheit, Stuttgart 2000.

Sabine Krüger, Jonas. Über das Leben, die Krankheit und den Tod meines Kindes, Stuttgart 2000.

Angela Staberoh, Ich möchte einmal zu Hause sterben. Bis zuletzt in den eigenen vier Wänden. Was sie bedenken, wissen und planen sollten, Stuttgart 2000.

Kulturgeschichtliches:

Nigel Barley, Tanz ums Grab, München 2000.

Marlene Herfort-Koch, Tod, Totenfürsorge und Jenseitsvorstellungen in der griechischen Antike, München 1992.

Jan Assmann, Der Tod als Thema der Kulturtheorie. Todesbilder und Todesriten im alten Ägypten, Frankfurt a.M. 2000.

Philippe Ariès, Geschichte des Todes, München 1980.

Anna Nocke, Besser spät als nie. Eine Pfarrersfrau geht eigene Wege, Königstein/Taunus 2000.

Annette Böckler, Gott als Vater im Alten Testament. Traditionsgeschichtliche Untersuchungen zur Entstehung und Entwicklung eines Gottesbildes, Gütersloh 2000.

Andrea Günter, Die weibliche Hoffnung der Welt. Die Bedeutung des Geborensseins und der Sinn der Geschlechterdifferenz, Gütersloh 2000.

Dorothea Kühl-Martini, Beffchen, Weihrauch & Visionen. Was Katholiken und Protestanten voneinander lernen können, Stuttgart 2000.

Gisela Matthiae, Clownin Gott. Eine feministische Dekonstruktion des Göttlichen, Stuttgart 1999.

www.buchweiss.de

Die einzige Buchhandlung mit dem kompletten Programm zur Feministischen Theologie ist im Netz.

«Die **SCHIXE 2001** ist eine Agenda von Frauen für Frauen, völlig zweisprachig Deutsch-Französisch. Die **SCHIXE 2001** ist eine praktische, handliche Agenda im Postkartenformat mit Jahresübersicht 2001, jede Woche 2001 auf einer Doppelseite, jeden Monat 2002 auf einer Seite, mit einem persönlichen Adressteil und über 300 Adressen von Frauen für Frauen. Die **SCHIXE** ist noch mehr. Sie ist eine Begleiterin durch das Jahr, mit Informationen und Erzählungen. Jeden Monat wird eine Frau vorgestellt, deren Leben unter dem Stern des Abenteuers gestanden hat...»
*Bestellung bei: Collection B,
Postfach 849, 2500 Biel,
Tel. 032/345 28 80,
e-mail: barbara.schwickert@freesurf.ch.*

Berichte

«Die Welt mit unseren Augen sehen» – die 2. Schweizer Frauensynode in Biel

Ungefähr 650 Frauen aus der Deutschen und Welschen Schweiz sind am 28.10.2000 in Biel zusammengekommen, um ihre Sicht auf das politisch brisante Thema «Arbeit und Frau – Sichtwechsel. Schichtwechsel: Mythen. Kompetenzen. Handlungsspielräume» zu erarbeiten.

Wie sehen Frauen ihre Arbeit? Welchen Mythen punkto Frauenarbeit (Z.B. Hausarbeit) bzw. Frauenrollen sitzen Frauen noch immer auf? Nehmen Frauen ihre Kompetenzen wahr? Nehmen Männer Frauen-Kompetenzen wahr? Wie sieht mann bzw. das Gesetz Frauenarbeit? Wie wird Arbeit definiert und von wem? Ist nur Erwerbsarbeit Arbeit? Ist Hausarbeit keine Arbeit? Ist Freiwilligenarbeit unwichtiger als entlohnte Arbeit? Diese Themenbereiche wurden wie schon an der 1. Frauensynode vor fünf Jahren in St. Gallen während des ganzen Tages in Referaten «gesichtet» und in Ateliers und an Foren vertieft und am Ende des Arbeitstages als Resolutionen und Forderungen sowohl an die bischöfliche Frauenkommission, an die Frauenkonferenz des Schweiz. Ev. Kirchenbundes sowie an den Bundesrat, die Eidg. Räte und an die Schweiz. Arbeitgeberverbände gerichtet. Eine andere Sichtweise auf Frauen-Arbeit tut not. Dies fordern Politfrauen wie Kirchenfrauen seit Jahren, ja seit Jahrzehnten. «Ich arbeite nicht, ich mache nur den Haushalt und habe drei Kinder und mache ehrenamtlich noch...» – solche Abwertung und Un-Bewusstheit der eigenen Position und der eigenen Kompetenz soll abgebaut werden, ja verschwinden und neuen Handlungsspielräumen Platz machen: dies eines der Ziele, das sich das Organisationsteam der Frauensynode gesteckt hat. Es ging in seinen Forderungen aber noch weiter: ein Schichtwechsel ist angesagt: eine

Umverteilung bezahlter Arbeit im Grossen und eine Umverteilung von unbezahlter bzw. ehrenamtlicher bzw. Familienarbeit im Kleinen. Denn es geht nach wie vor um nichts Geringeres, als um die gerechte Verteilung bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen den Geschlechtern.

So ernst die Themen waren, es gelang den Organisatorinnen ausgezeichnet, die lustvollen und geniesserischen Elemente nicht zu kurz kommen zu lassen. Es gab genug Raum zum Schwatzen, Essen und Schauen (z.B. am «Markt der Möglichkeiten») und (nach dem fulminanten Auftritt von Vera Kaa) für die, die nicht auf den Zug springen mussten, auch noch zum Tanzen.

Monika Hungerbühler

Kein autoritärer Jesus

Carter Heyward, Professorin in Cambridge MA, kam im Sommerstudienkurs auf Boldern / Männedorf (20. bis 24. August) mit 24 Teilnehmerinnen ins Gespräch über ihr neues Buch «Saving Jesus From Those Who Are Right». Das Buch soll nächstes Jahr auch in deutscher Übersetzung erscheinen (Exodus-Verlag Luzern). Die Übersetzerin Dorothea Dilschneider nahm ebenfalls an der Tagung teil.

Heyward wendet sich in ihrem Jesus-Buch gegen die Lehre vom Sühnetod Jesu, also gegen die Erwartung, dass Gott versöhnt werden müsse (Anselm von Canterbury). Sie spricht sich für einen Sühneprozess aus, der andauert und in den wir alle involviert sein können, indem wir göttlich handeln (to god). Kreuz und Sühne sind nicht Gottes einmalige Tat, sondern unser aller Problem in einer zerbrochenen Welt. Jesus ist dabei unser Fenster auf diesen Versöhnungsprozess, doch sind auch andere Zugänge in anderen Religionen da. Heyward wendet sich besonders gegen die religiöse Rechthaberei, die ein Sicheinlassen ins Gespräch verhindert. Wichtig ist für sie, wie bereits in dem Buch «Und sie rührte sein Kleid an» (1986, andere Bücher von ihr sind bisher nicht in deutsch erschienen), dass wir in Relation zu anderen stehen, zu anderen Menschen, Rassen, zur Natur und zur Tierwelt. Nur in Gemeinschaft ist dieser Weg des Mit-leidens, der Solidarität und der Gewaltlosigkeit bewältigbar.

Heyward lenkt die Aufmerksamkeit weiter auf den menschlichen Körper als Ort von Leidenschaft und Mit-leiden (passion and compassion). Die Lehre der leiblichen Auferstehung Jesu würde aber gerade seine Körperlichkeit, seinen sterblichen Körper verneinen. Heyward möchte vielmehr Jesus als Menschen sehen, durch den Gottes Kraft wirkte, wie sie auch durch uns wirken kann. In-

dem sich das Christentum auf die Person Jesu bezog, wurde sein Bild immer wieder verändert und zu einer transformativen Kraft, die die Gesellschaft prägte. Auch Heywards Jesus-Verständnis ist solch ein Bild, für das sie andere zu gewinnen sucht – nicht weil es das einzig richtige Bild ist, sondern weil es ihr wichtig ist. Anstelle von hierarchischen und autoritären Jesusbildern möchte sie einen menschlichen Jesus sehen, der nicht zu abhängigen, autoritären politischen Verhältnissen führt, sondern zu einem Geflecht gegenseitiger Beziehungen.

Doris Brodbeck

Gemeinsame Vision eines besseren Lebens

Internationales Symposium von Bibelwissenschaftlerinnen auf dem Monte Verità

45 Wissenschaftlerinnen aus 17 Ländern trafen sich anfangs Juli auf dem geschichtsträchtigen Monte Verità oberhalb von Ascona, um über den Befreiungsanspruch feministischer Bibelforschung für Frauen nachzudenken. Dabei wurde deutlich, dass die Auslegung der Texte einerseits beitragen muss zur scharfsinnigen Demaskierung patriarchaler Herrschaft – in den biblischen Texten, in ihrer Auslegungsgeschichte und heute –, und dass sie zugleich Frauen in ihrem Kampf gegen die komplexen Mechanismen von Unterdrückung stärken muss. Ein doppelter Anspruch, der unter unterschiedlichsten kulturellen Bedingungen nicht mit einem einzigen Rezept erfüllbar ist. «Wenn Religion unterdrückt, entmenslicht sie», stellte Viola Raheb vom International Center of Bethlehem in Palästina nach einer Woche wissenschaftlicher Arbeit fest. Am Symposium ging es für die Wissenschaftlerinnen darum, gemeinsam nachzudenken, unter welchen Voraussetzungen feministische Bibelauslegung für Frauen in Afrika, Asien, Nord- und Südamerika, Australien, West- und Osteuropa befreiend sein kann. Anhand von Referaten, Workshops und lebhaften Plenardiskussionen wurden die Dimensionen der Verschiedenheit feministischer Arbeit mit Bibeltexten in den konkreten Kontexten sichtbar gemacht, eine selbstkritische und bereichernde Erfahrung zugleich.

«Eine gemeinsame Vision zu haben, heisst nicht, dass sich alle auf ein Programm, ein System einigen müssen», bilanzierte Silvia Schroer, Professorin für Altes Testament und Biblische Umwelt an der Universität Bern und Hauptverantwortliche der Tagung. Für sie besteht die gemeinsame Vision der Teilnehmerinnen in Ascona in gerechteren Lebensbedingungen für Frauen und die

Einigkeit darin, dass Exegetinnen mit ihrer Auslegung biblischer Texte auf dem Weg dahin einen wichtigen Beitrag zu leisten haben. Forschung im Elfenbeinturm können Frauen sich nicht leisten, da Bibellektüre immer gesellschaftliche und politische Implikationen hat. Ausgehend von den Grundlagen, die die ebenfalls anwesende Harvard-Professorin Elisabeth Schüssler Fiorenza im Bereich feministischer Exegese gelegt hat, wurde darüber diskutiert, wie Theologinnen verantwortlich mit der Bibel umgehen. Deutlich sei geworden, so Schroer, dass der Austausch untereinander unverzichtbar ist, um sich gegenseitig auf die Gefahren bestimmter kontextueller Bibellektüren hinzuweisen, zum Beispiel den Antijudaismus in christlich feministischer Exegese und den Neokolonialismus in der westlichen Bibelauslegung. Feministische Theologie in Brasilien, Südafrika oder Indien stellt Europäerinnen vor die Tatsache, dass die biblische Tradition ihre Kraft im Gespräch mit den Geschichten anderer Kulturen und Religionen erweisen muss und nicht einfach auf ihre Einzigkeit und Autorität pochen kann. Umgekehrt erfahren nicht-europäische Frauen so erstmals, welche Bedeutung die Bibel während der kommunistischen Herrschaft für Christinnen in Osteuropa hatte. Deutlich wurde auch, dass vielfach Bilder, ob Ikonen in der orthodoxen Tradition oder Bibelfilme in säkularisierten Gesellschaften, weit mehr Einfluss haben als das Wort oder der Text. Lassen sich Wege finden, das Erbe der Aufklärung zur Befreiung der Religion und Frömmigkeit einzusetzen, ohne dass dabei die bestehenden Nord-Süd- oder Ost-West-Gefälle der herrschenden patriarchalen Weltordnung nochmals reproduziert werden? Diese Frage ist eine der Herausforderungen an die feministische Bibelwissenschaft, die für Schroer in die Zukunft weist.

Renate Metzger-Breitenfellner

2. Österreichische Frauensynode

Sie wurde mit Trommeln und Pauken eröffnet. Rund 300 Frauen aus ganz Österreich und einige Besucherinnen aus Holland, Deutschland und der Schweiz kamen vom 27.–30. Juli nach Alpbach im Tirol. Ganz so wie an der ersten Europäischen Frauensynode 1996 in Gmunden, die vielen noch in lebhafter Erinnerung ist, war diese Veranstaltung nicht. Bei trübem Regenwetter lockt selbst die idyllische Umgebung kaum zum Flanieren. Auch das Staunen über das, was Frauen alles zustande bringen, war für manche nicht mehr so gross. Nebst hochkarätigen Referaten von Hedwig Meyer-Wilmes: «Quellen feministischer Spiritualität», Andrea Günter:

«Frauenbeziehungen, Politik und weibliche Autorität» und Mascha Madörin: «Ein unabhängiges existenzsicherndes Einkommen für alle Frauen» gab es viele Workshops und Diskussionsgruppen (zu spirituellen, politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Themen). Im Workshop Frauen gestalten Spiritualität begegneten sich u.a. eine katholische Ordensfrau, eine Buddhistin und eine praktizierende Schamanin. Da die intensivsten Diskussionen und besten Ideen oft in den Kaffeepausen entstehen, war ein Tag gemäss der US-amerikanischen Konferenzmethode Open Space strukturiert. Jede Anwesende hatte so die Möglichkeit, ihre Fragen oder Interessen kundzutun und eine Diskussionsgruppe zu ihrem Thema zu initiieren. (Z.B. Möglichkeiten feministischer Politik, eigenständige Existenzsicherung, Frauenbündnisse gegen Rassismus, Suche nach Ritualen für Übergänge, feministisch alt werden, Austausch römisch-katholischer Frauen, die das Priesteramt anstreben...)

«In einer Zeit, in der der Bereich des Politischen durch den Vormarsch der Ökonomie bedroht ist, bedarf es vieler Frauensynoden, um dem etwas entgegenzusetzen», unterstrich die Innsbrucker Politikwissenschaftlerin, Prof. Erna Appelt, die Bedeutung der Synode. Als Synoden-Touristin hatte ich intensive Begegnungen mit ganz unterschiedlichen Frauen. Dabei war es auch spannend zu erleben, wie Frauen neue Formen des Zusammenkommens und der Auseinandersetzung, von gemeinsamem Lernen und Feiern finden.

Maria Hauswirth-Büchel

Frauen-Sommer-Universität, Mülheim

Zum Thema «Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde» – *Mystik in den Weltreligionen* der IV. Sommer-Universität für Frauen fanden sich über 120 Teilnehmerinnen in der Evangelischen Akademie Mülheim/Ruhr ein. Sie kamen aus elf europäischen Ländern und vertraten jede Alterskategorie von Ende zwanzig bis Mitte neunzig.

Im Eröffnungsvortrag betonte Dorothee Sölle, dass Mystik alle angeht und demokratisiert werden sollte. Beispiele von gesammelten Aussagen und Geschichten zeigen, dass Chauffeure, Putzfrauen und ganz gewöhnliche Menschen ebenso eine religiöse Erfahrung erleben wie Ordensleute, die ihr Leben dieser Form von Frömmigkeit widmen. Mystik sieht Sölle generell als Gegenstück zu Fundamentalismus. Mystik ist nicht kontrollierbar, nicht verfügbar, deshalb wurde im Mittelalter eine Margarete Porète als Hexe verbrannt. Sie gebrauchte eine poetische Sprache für Erfahrungen, die nicht leicht zu vermit-

eln sind. Sölle erzählte einen Ausspruch ihrer dreieinhalbjährigen Enkelin. Sie baute sich bei ihr mit allen Tassen ein Café und schenkte imaginären Kaffee an imaginäre Gäste aus, bis ihre Mutter zum Nachessen mahnte. Die Kleine antwortete: Mutter, du denkst immer nur «in echt» (d.h. in der messbaren Zeit und Wirklichkeit). Das Kind weiss, dass wir in *zwei* Ebenen denken müssen, wir brauchen beides. «Ich bin, was ich tue» formulierte Lewis Carroll, Autor von «Alice in Wonderland». Ein Gesammeltsein in unserem Sein und Handeln als Einheit, die nicht mehr auseinanderfällt. So betonte Sölle wie auch andere Referentinnen den inneren Zusammenhang zwischen Mystik und einem Engagement in der Gesellschaft. Als Phänomen tritt Mystik immer breiter in Erscheinung und bedeutet für Sölle, wie für Karl Rahner, die Chance des Christentums, zu überleben.

Die jüdische Professorin aus Jerusalem Evelyn Goodman-Thau vertrat in bezug auf das jüdisch-christliche Gespräch die Meinung, dass Christen verlorene Werte im Christentum nicht mit Werten aus dem Judentum ergänzen sollten. Sie wünsche sich, dass Christen mehr zu Christen werden. Auch sie verwies auf die aktuelle Situation. Rechtsradikale Anschläge nannte sie als Thema der Stunde und rief die Frauen zu einem Memorandum, einer Stellungnahme auf.

Die Thematik der Tagung fasste die koreanische Studienleiterin Dr. Sung-Hee Lee-Linke vertiefend zusammen: Mystische Erfahrung führt zu Gelassenheit und Achtsamkeit. Sie ist eine Religiosität mit sozialer und ethischer Dimension, die nach aussen wirkt.

Wer die Gegenwart Gottes erlebt hat, gewinnt eine neue Gotteserkenntnis und nimmt mit neuen Augen und neuen Ohren die Dinge in der Welt wahr wie aus der Perspektive Gottes.

Es gab und gibt immer den dogmatischen oder gelehrten Weg des Glaubens und daneben den Erfahrungsweg mit der Wirklichkeit Gottes, der nicht vollständig institutionalisiert werden kann. Heute ist die mystische Sehnsucht nach der Gegenwart Gottes sehr gross.

Die Frauen setzten sich in Gesprächsgruppen anhand von mystischen Texten aus dem Christentum, Judentum, Islam und Buddhismus mit eigenen Erlebnissen auseinander und erarbeiteten ein Memorandum, einen Aufruf gegen rechtsradikale Anschläge und eine Bewusstmachung über aktuelle Veränderungen in der Gesellschaft. Mittels Unterschriftensammlung wird aufmerksam gemacht über Hintergründe und zum Handeln aufgerufen.

Esther Suter

In eigener Sache

Wir begrüissen unsere neue FAMA-Redaktorin Irina Bossart, die sich im Anschluss gleich selbst vorstellt, ganz herzlich und freuen uns auf die Zusammenarbeit mit ihr!

Das Redaktionsteam

Geboren wurde ich zusammen mit meiner Zwillingsschwester in Richterswil am 31. Dezember 1968 – einen Monat früher als vorgesehen; vermutlich wollte ich noch etwas vom Geist der 68er-Jahre abzweigen. Die Kindheit verbrachte ich mit meiner Familie in Buchs im Sanktgallischen Rheintal. Mit dreizehn Jahren packte ich die Koffer, wollte ausziehen und durfte dann das Gymnasium der Missionsgesellschaft Bethlehem in Immenensee besuchen. Während meiner Gymzeit nahm ich oft an Vorträgen und Tagungen im Romero-Haus in Luzern teil, unter anderem auch an einem Kurs in feministischer Theologie bei Li Hangartner und Silvia Strahm Bernet. Nach der Matura wollte ich zunächst einen kunsthandwerklichen Beruf erlernen; ich liess mich zur Werklehrerin ausbilden. Darauf folgte das Studium der Geschichte und Theologie in Basel. Während der gesamten Studienzeit engagierte ich mich beim Verein Frauenstadtrundgang Basel, konzipierte und realisierte historische und theologische Rundgänge sowie entsprechende Publikationen. Seit kurzem beschäftige ich mich mit einem Dissertationsprojekt im Fach Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Basel. Daneben erteile ich – wie bereits während der Studienzeit – Werkunterricht in einem Teilpensum, bin in verschiedenen kleinen Projekten engagiert, zum Beispiel bei «2001: 500 Jahre Basel in der Eidgenossenschaft», im Vorstand des Projektes Frauentheologie Basel und bei den Thema-Tagen an der Theologischen Fakultät. Cellospielen, Zeitunglesen, Kleidernähen und Bergwandern sind Tätigkeiten, die auch immer noch Platz haben müssen. In Basel, dieser besonderen Stadt am Rande der Schweiz, gefällt es mir ausserordentlich gut. Hier habe ich ein Netz von spannenden und freundschaftlichen Beziehungen, die ein gutes Gefühl von Heimat vermitteln. Und nun freue ich mich sehr auf die Zusammenarbeit mit den anderen – «bewährten» – FAMA-Redaktorinnen und hoffe, etwas beitragen zu können, damit Sie liebe Leserin, lieber Leser, die FAMA auch weiterhin erwartungsvoll und gerne in die Hand nehmen.

Irina Bossart

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Irina Bossart, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Barbara Seiler, Zürich
Jacqueline Sonego Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Möriken

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler
Postfach 300
CH-4012 Basel
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch.

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 25.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 30.–/DM 30.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 6.50 zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Das Leben von Frauen retten (Silvia Strahm Bernet)	3
Ach Mutter – dein Kind! (Esther Wildbolz Quarroz)	4
Das ganze Leben – vor und nach dem Tod (Jacqueline Sonego Mettner)	7
Trauerarbeit unter feministischem Aspekt (Susanne Kramer-Friedrich)	10
Verschwendung im Sterben (Karin Klemm)	12
Das Leben als letzte Gelegenheit (Silvia Strahm Bernet)	14
Unveröffentlichte Gedichte von Brigit Keller	15
Literatur	16
Forum	17

Bildnachweis

Titelbild: Moiren, Standort St. Gallen, Leonhard-Strasse 20, Haus «Oceanic», Fotos von Margrit Bossart-Hägger.

Seite 5, 6, 8, 13: Eva Aeppli, Fondazione «Il Giardino di Daniel Spoerri», Seggiano 1999.

Seite 11: Eva Aeppli, Bronze, Bilder, Basel 1990.

Öffentliche Ausschreibung

Marga Bührig Anerkennungspreis für feministisch-theologische Arbeit

Im Mai 2001 wird zum zweiten Mal der Marga-Bührig-Anerkennungspreis verliehen. Die Jury lädt Frauen und Männer ein, mögliche Preisträgerinnen (Einzelpersonen, Gruppen, Projekte) vorzuschlagen. Die Preisträgerin sollte mehrere der folgenden **Kriterien** erfüllen.

Der Preis ist eine Anerkennung für langjähriges und beharrliches Engagement für feministische Theologie, deren Erarbeitung und Vermittlung. Dazu gehört, dass:

- die Arbeit feministisch-theologisch akzentuiert ist.
- die feministische Theologie unabhängig von Trends und institutioneller Abstützung über längere Zeit weitergetragen wurde und wird.
- innovativ und kontinuierlich an Kernthemen feministischer Theologie gearbeitet wird.
- das gesellschaftspolitische Umfeld miteinbezogen wird.
- die zur Verfügung stehenden Infrastrukturen (Bildungshaus, Zeitschrift, Institution usw.) für die feministisch-theologische Arbeit genutzt werden.
- die Preisträgerin andere Frauen in ihre Arbeit einbezieht, fördert und ihnen Lernfelder zur Verfügung stellt.

Vorschläge mit Vorstellung der Person/des Projekts und Begründung des Vorschlages bis am 15. Januar an: Marga Bührig-Anerkennungspreis, c/o Carmen Jud, Zähringerstr. 3, 6003 Luzern (für Rückfragen carmen.jud@bluewin.ch oder Tel. 041 240 00 18).

Die Preisverleihung findet am Montag, 7. Mai, ab 16 Uhr im Rahmen des Festes zum 10-jährigen Bestehen der IG feministischer Theologinnen in Aarau statt.

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Das Thema der nächsten Nummer: **Loch**

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Li Hangartner, Eichmattstr. 4, 6005 Luzern
Brigit Keller, Oetlisbergstr. 6, 8053 Zürich
Susanne Kramer-Friedrich, Huttenstr. 60, 8006 Zürich
Karin Klemm, Pilgerstr. 8, 5405 Baden
Jacqueline Sonego Mettner, Kirchweg 3, 8124 Maur
Silvia Strahm Bernet, Klosterstr. 11, 6003 Luzern
Esther Wildbolz Quarroz, Aspiwaldweg 27, 3037 Herrenschanen